

Februar 2/2015

---

### Aus dem Inhalt

---

Michael Theobald  
„Wenn jemand nicht von oben geboren ist,  
kann er das Reich Gottes nicht sehen“ (Joh 3,3) 33

---

Werner Kleine  
Das ist ja ein Skandal! 35

---

Rudolf Laufen  
Die sieben letzten Worte Jesu 40

---

Christian Hennecke  
Berufungspastoral – same procedure as every year? 48

---

Bastian Rütten  
„Freundin der schönen Künste“ 54

---

Ralf Knoblauch  
Spirituelle Begegnungen mit dem Werkstoff Holz 59

---

Leserbrief 62

---

Literaturdienst: 63  
Eckhard Türk: Geistesgegenwart

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol.  
Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Dr. Werner  
Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal | Dr. Rudolf Lau-  
fen, Paulusstraße 14, 40237 Düsseldorf | Regens Dr. Christian  
Hennecke, Bischöfliches Generalvikariat, Hauptabteilung  
Pastoral, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Dr. Bastian  
Rütten, Kath. Jugendagentur Düsseldorf gGmbH, Gertrudis-  
straße 12-14, 40229 Düsseldorf | Ralf Knoblauch, Roncalli-  
straße 27, 53123 Bonn

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,  
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,  
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße  
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-  
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmermann,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln  
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,  
Fax (0221) 1642-7005,  
E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im  
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,  
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |  
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung  
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis  
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher  
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag  
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Michael Theobald

## „Wenn jemand nicht von oben geboren ist, kann er das Reich Gottes nicht sehen“ (Joh 3,3)

---

„Man sieht nur, was man weiß“. Mit diesem Slogan wirbt ein bekannter Verlag für seine Reiseführer. Wer eine Stadt nicht blind durchwandern will, sollte vorweg um ihre vielleicht verborgenen Schätze wissen, dann übersieht er sie auch nicht, dann ist der Brunnen an jener Ecke nicht nur schön, sondern erzählt ihm auch die Geschichte derer, die ihn errichteten. Sehen ist nicht nur das Gegenteil von Nicht-Sehen, es kann auch ein aktives Wahrnehmen der Wirklichkeit sein; ein verstehendes Sehen, das Offenheit, Neugierde und auch Vorwissen mitbringt.

Die Philosophen sprechen vom Vorverständnis, mit dem wir der Wirklichkeit begegnen. Herkunft, sozialer Stand und geschichtlicher Ort: all das entscheidet darüber, wie wir die Wirklichkeit wahrnehmen.

Auch das Kernwort Jesu in dem vom Evangelisten inszenierten Dialog mit Nikodemus, Joh 3,3, weiß um die Bedingtheit allen Sehens. Es spricht vom *Sehen* des Reiches Gottes – und meint damit eine Erfahrung Gottes, die nur dem möglich sei, der schon eine bestimmte Herkunft mitbringt, der, wie Jesus sagt, *„von oben geboren ist“*.

Die Szene, in der das Wort fällt, trägt sich in der Nacht zu. In ihrem Schutz sucht der

angesehene Lehrer Jesus auf und macht ihm Komplimente: *„Wer kann solche Zeichen wirken, die du tust, wenn Gott nicht mit ihm ist!“* Nikodemus bewundert Jesus ob seiner Wunder, die er ihn wirken sieht, und billigt ihm sogar zu, dass er dies nur aus der Kraft Gottes vermag. Sein Sehen ist ein erstauntes, aber doch letztlich unverbindliches Sehen, das ihn selbst, den Bewunderer Jesu, als Person außen vorlässt.

Genau dies deckt der Evangelist auf, wenn er Jesus in seiner Antwort den Blick von sich und seinem Zeichenwirken zum Gesprächspartner hin lenken lässt: *„Wenn jemand nicht von oben geboren ist, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“* Du magst mich bestaunen ob meiner Zeichen, die ich tue, doch entscheidend bist du selbst; du musst einen Standortwechsel vollzogen haben, der so radikal ist, dass er nur als Neugeburt zu verstehen ist. Dann erst kannst du Gottes Walten in mir und der Welt wirklich „sehen“.

*„Doch wie kann jemand, der ein Greis ist, geboren werden, ein zweites Mal in den Leib seiner Mutter eingehen?“* antwortet Nikodemus voll Unverstand, womit der Erzähler auch uns, den Hörern und Lesern des Buches, Raum gibt für unsere skeptischen Fragen: Neugeburt? Wenn ich mein Leben schon gelebt habe, wie soll ein Neuanfang möglich sein? Und vor allem: Wie mir die erste Geburt widerfahren ist und ich nicht gefragt wurde, ob ich ins Leben wollte oder nicht, so kann doch auch eine Neugeburt nur Widerfahrnis sein, nicht Ergebnis meines Entschlusses.

Jesus wiederholt sein Wort, variiert es aber: *„Amen, amen, ich sage dir: Wenn einer nicht geboren wird aus Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen“*. Wie Gottes Geist am Anfang der Schöpfung über den Wassern schwebte (Gen 1,2), so lässt er auch jetzt aus den Lebenswassern der Taufe den Menschen neu erstehen.

Ursprung des johanneischen Kernworts Joh 3,3/5 ist ein altes authentisches Wort Jesu, das eine Metamorphose durchlaufen hat: „*Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht eingehen in das Reich Gottes*“ (vgl. Mt 18,3, auch Mk 10,15). „Wieder Kind werden“ bedeutet Jesus zufolge „wieder *Abba* sagen lernen“, „sein volles Vertrauen auf den himmlischen Vater werfen, in das Vaterhaus und in die Arme des Vaters zurückkehren“ (Joachim Jeremias). Was Jesus mit Hilfe der Metaphorik vom Kind-Werden sagt, übersetzt die johanneische Gemeinde in die Symbolik der *Wiedergeburt* „aus Wasser und Geist“ (= Taufe), eine Vorstellung, die auch Mysterienkulte der Zeit mit der Erfahrung von Bekehrung verbindet. Der Evangelist schließlich be-greift das dem Menschen in der Taufe wider-fahrende Neu-Werden als „ein von oben Geboren-Werden“ und verbindet es mit einem „Sehen“ oder „Eindringen“ in das schon gegenwärtige Königtum oder Herr-Sein Gottes. Nur wer den Ursprung seines Mensch-Seins nicht im Irdischen verrechnen will – im „Fleisch“, wie Joh 3,6 sagt –, sondern weiß, dass er mehr als das Produkt des Zufalls ist und „woanders“ gründet – im schöpferischen „Geist“ Gottes selbst –, der vermag auch in der Wirklichkeit mehr zu „sehen“ als nur irdische Notwendigkeiten oder Zufall.

Eines lehrt uns Joh 3,3: Es gibt kein *objektives* Sehen oder Wahrnehmen Gottes in den Dingen der Welt – es sei denn, wir würden das, was wir „Gott“ nennen, mit Irdischem selbst verwechseln. Gottes Erfahrung geht nur über meine eigene Verwandlung oder Neugeburt. Sofern ich mich als geschenkt erfahre, nicht zu mir verdammt, sondern in aller irdischen Begrenzung durch Gottes Geist geöffnet und geweitet, vermag ich sein Wirken auch in meinen Lebenskontexten zu „sehen“. Oder wie die griechische Übersetzung des Jesaja-Buches es formuliert: „Glaubt ihr nicht, so versteht ihr nicht“ (Jes 7,9). Glaubend aber erfahrt ihr im Hier und Jetzt das Herr-Sein Gottes.

### Liebe Leserinnen und Leser,

schon früh heißt es in diesem Jahr sich auf die österliche Vorbereitungszeit einzustimmen. Es geschieht in diesem Jahr durch eine Doppelbetrachtung der Passion Jesu:

**PR Dr. Werner Kleine**, City-Seelsorger in Wuppertal und Neutestamentler, beschreibt in provozierender Anschaulichkeit bei gleichzeitiger exegetischer Fundiertheit, was uns die Passionsberichte an Grausamkeit und Skandal für den Glauben zumuten, und berichtet zugleich davon, wie im vergangenen Jahr die Cityseelsorge Wuppertal mit 8 Stationsbildern der Künstlerin Annette Marks genau dieses *skandalon crucis* in die Stadt Wuppertal hineingetragen hat.

**Dr. Rudolf Laufen**, Systematiker und Neutestamentler gleichermaßen und früher stellv. Leiter des Lehrerfortbildungsinstituts Mülheim/Ruhr, geht den sieben letzten Worten Jesu nach – eine Summe, die sich nicht durch sicheres Wissen, sondern die unterschiedlichen Darstellungen der vier Evangelien ergibt. Damit stellt sich die Frage: Was will der jeweilige Evangelist uns sagen, wenn er Jesus seine konkrete Auswahl von letzten Worten am Kreuze sprechen lässt?

Der Hildesheimer **Regens Dr. Christian Hennecke** entwirft Ideen, wie eine Berufungspastoral von heute aussehen könnte und plädiert unter anderem für eine „Neuerfindung des Kleinen Seminars“.

**Dr. Bastian Rütten** von der Jugendagentur Düsseldorf gGmbH, Fachbereichsleiter Katechese und Jugendspiritualität, ermutigt zu einer Kulturkirchenarbeit und entwickelt dafür sehr praktische Postulate, um Projekte erfolgreich zu initiieren.

Im wörtlichen Sinne einen „Werkstatt-Einblick“ bietet **Diakon Ralf Knoblauch** aus Bonn, der für sich, aber auch für seelsorgliches Arbeiten in Form von Workshop-Angeboten, die Arbeit mit dem Werkstoff Holz entdeckt hat.

Exegese und Projektarbeit, Pastoral sowie Kirche und Kunst sowohl im Grundsätzlichen als auch im sehr Konkret-Praktischen – möge diese Mischung des Februarheftes ebenso in die Meditation wie zur Inspiration mutigen seelsorglichen Handelns führen, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Werner Kleine

# Das ist ja ein Skandal!

## TalPassion – ein Kreuzweg in der Öffentlichkeit der Stadt

---

Es ist etwa 30 n.Chr. Eine genauere Datierung lässt die Quellenlage leider nicht zu. Nach den Synoptikern geschieht es am Tag des Paschafestes, nach Johannes am Tag der Schlachtung der Paschalämmer. Einig sind sie sich nur darin, dass es ein Rüsttag war, also der Tag vor dem Sabbat. Soviel kann man sicher sagen: An einem Freitag wurde ein Rabbi aus einem galiläischen Kaff namens Nazareth durch die engen Wege Jerusalems geführt. Seine Hände waren bereits an das Patibulum gebunden – einen bis zu 50 Kilogramm schweren Balken, der aneckte, hängen blieb, niederdrückte. Nicht beschaulich und fromm, sondern blutend und geschunden, während am Rand der Gassen die Händler ihren Geschäften nachgingen, Passanten lärmten, Arbeiter und Tagelöhner eilten, fromme Pilger zum Tempel strömten und Gaffer dem Spektakel sensationslüstern ihre Aufmerksamkeit schenkten.

### Gedemütigt

Nein, dieser Kreuzweg war nicht andächtig in der Öffentlichkeit einer Stadt, die am Paschafest noch lauter war als sonst, weil ihre Menschenzahl sich verzehnfachte.

Die Soldaten trieben den Delinquenten, der – so sagte man – ein Königreich errichten wollte, mitleidlos aus der Stadt hinaus. Sie verrichteten ihr Handwerk. Sie taten, wofür man sie bezahlte. Ein schmutziger Job, der Geld brachte. Ein dreckiges Handwerk, das die ausübten, die in der Legion am unteren Ende standen. Es ist eine harte

Arbeit, einen Menschen vom Leben in den Tod zu befördern. Das Leben wehrt sich. Ohne rohe Gewalt geht da wenig: das Einschlagen der Nägel, mit dem die Handwurzeln auf dem Patibulum, dem Querbalken fixiert werden, die Kraft, mit der der Todgeweihte sich dagegen wehrt; das Hochziehen des Patibulums mit dem Körper des Verurteilten, bis der Querbalken auf den Zapfen fällt, der sich oberhalb des Längsbalkens, dem Stipes, befand; und wieder das Einschlagen der Nägel durch die Fersen. Mitleid musste man nicht haben mit den Sklaven und Mördern, mit diesem Abscham und den Hochverrätern, wie diesem hier, dem König der Juden.

Nein, dieser Kreuzweg war wahrlich keine Andacht. Vor der Schilderung der Brutalität der Ereignisse schrecken selbst die Evangelisten zurück: „Sie kreuzigten ihn“ – damit ist alles gesagt für die, die wirklich wissen, was Kreuzigung ist, weil sie Kreuzigungen erlebten.

### Gottverlassen

Und so stirbt der jüdische Rabbi, der das nahe Reich Gottes verkündet hatte, wie ein Gottverlassener am Kreuz. Jedes jüdische Kind weiß doch, was in der Tora steht: „Ein Aufgehängter ist ein Verfluchter“ (Dtn 21,23)! Was gibt es da noch zu betrachten? Das ist die Weisung Gottes. Damit ist alles gesagt. Was schert da, ob er ein guter Mensch war, der Gutes getan hat, Kranke geheilt, schöne Wort gesprochen und Kinder gesegnet hat. So ein guter Mensch kann er nicht gewesen sein, wenn er diesen Tod stirbt. Das kann doch jeder sehen. Ein Skandal, dass es Leute gibt, die einen Gekreuzigten überhaupt als Erlöser verehren.

### Der doppelte Skandal ...

Kreuzestod und Auferstehung Jesu sind ein doppelter Skandal: Der Gottverlassene wird von Gott auferweckt. Der Widerspruch forderte bereits die frühen Christen

zur theologischen Bewältigung heraus. Weite Teile des Neuen Testaments spiegeln dieses Ringen um Verstehen wieder. Es ist gerade das Kreuz, das Widerspruch erregt. Paulus selbst ist der Kronzeuge für die Schwierigkeiten, die das Kreuz mit sich bringt. Der Saulus Paulus vor der Bekehrung konnte nicht glauben, weil der Glaube an einen Gekreuzigten für den frommen Pharisäer in sich blasphemisch war; das Erkennen des Sinns im Sinnlosen öffnet ihm vor Damaskus die Augen, und so wird der leidenschaftliche Verfolger der vermeintlichen Blasphemiker zu einem leidenschaftlichen Verkünder der Hoffnung, die aus Kreuz und Auferstehung erwachsen. Er weiß wohl, dass das Kreuz skandalös bleibt:

*„Denn das Wort vom Kreuz ist denen, die verlorengelassen, Torheit; uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft“ (1 Kor 1,18).*

Und weiter:

*„Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkündigen Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörender Skandal (σκανδαλον), und den Völkern eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Weisheit“ (1 Kor 1,23f).*

### **... wird zum Anlass theologischer Reflexion**

Was auch immer vor Damaskus geschah (Paulus selbst hüllt sich in Schweigen)<sup>1</sup>, Saulus Paulus wird von einer Erkenntnis überwältigt, die das Kreuz in einem neuen Licht erscheinen lässt. Die Begegnung mit dem Gekreuzigten, der von den Toten auferstanden ist, führt die gängige Ansicht, der Kreuzestod sei Ausweis genug, dass der Gekreuzigte ein Sünder, ein von Gott Verlassener sei, ad absurdum. Tote stehen nicht von selbst wieder auf. Allein Gott, der aus dem Nichts schaffen kann, kann aus Tod Leben schaffen. Der von Gott Verlassene wird durch Gott zum Leben erweckt. Ein Paradox, dass die allgemeinen Deutungen durchkreuzt. Eine Neubestimmung ist notwendig.

Für Paulus wird diese Erkenntnis der Beginn einer theologischen Neubesinnung, die er nach Auskunft des Galaterbriefes selbst vollzieht<sup>2</sup>. In dieser Neubesinnung reift in ihm nicht nur die Erkenntnis, dass die Auferweckung vom Tode ein Ausweis der Schöpfungskraft Gottes ist<sup>3</sup>; er ringt auch um Worte, den Sinn des Kreuzes zu verstehen. Dreimal kommt er in seinen Briefen ausdrücklich auf den Kern seiner Theologie zu sprechen (vgl. Röm 8,3f; Gal 3,13 sowie 2 Kor 5,21). In 2 Kor 5,21 heißt es etwa:

*„Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden.“*

Für Helmut Merklein liegt hier ein Kern paulinischer Theologie. Der Gekreuzigte identifiziert sich mit der sündhaften Existenz des Menschen, die ihren Grund in der empfundenen Trennung von Gott hat. Die Auferstehung des Gekreuzigten wird in dieser Perspektive zu einem Hoffnungszeichen einer der Sünde trotzens endgültigen Gemeinschaft mit Gott: „Der Sache nach ist ein Identitätswechsel angesprochen (...). Die Feststellung, dass Gott Christus für uns zur Sünde (Sündopfer) gemacht hat, bedeutet (...) nicht nur, dass Christus in die Identität des Sünders eingewiesen wurde, sondern zugleich, dass er – im Vollzug seines stellvertretenden Todes – zum Ort der heiligenden und versöhnenden Gegenwart Gottes wurde.“<sup>4</sup>

Kreuzestod und Auferstehung werden so zum Wesenskern des Christentums selbst. Weil Gott sich in Christus mit dem Schicksal des Menschen identifiziert, besteht für die, die sich mit Christus identifizieren, die Gewissheit<sup>5</sup> der Auferstehung. Ohne den doppelten Skandal von Kreuzestod und Auferstehung verliert das Christentum seine Basis:

*„Denn vor allem habe ich euch überliefert, was auch ich empfangen habe: Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben wor-*

den. Er ist am dritten Tag auferweckt worden, gemäß der Schrift, und erschien dem Kephäs, dann den Zwölf. Danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern zugleich. (...) Danach erschien er dem Jakobus, dann allen Aposteln. Als letztem von allen erschien er auch mir, dem Unerwarteten, der ‚Missgeburt‘. (...) Ist aber Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer und euer Glaube sinnlos. (...) Wenn aber Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos, und ihr seid immer noch in euren Sünden“ (1 Kor 15,3-8.14.17).

## Bleibende Herausforderung

Das Christentum der Gegenwart neigt zur beschaulichen Meditation und Betrachtung. Besinnt sich das Christentum aber auf seinen Wesenskern und bringt ihn zur Sprache, dann lässt der Skandal nicht lange auf sich warten. Wer Tod und Auferstehung Jesu Christi im öffentlichen Raum zur Sprache bringt, muss mit Gegenwind rechnen. Wer gar den Gekreuzigten verkündet, darf damals wie heute nicht mit Verständnis rechnen. Der Skandal bleibt aktiv; ein Skandal, der aufrüttelt und herausfordert; ein Skandal, der gegenwärtig wieder notwendig ist.

Der Kreuzweg Jesu war nicht andächtig. Öffentlich gedemütigt und durch den Lärm der Stadt geführt, endete er im Fluchtod. Am Kreuz zu sterben war damals das Schicksal vieler Menschen. Die Auferstehung des Gekreuzigten durchbricht das Schicksalhafte des Todgeweihten. Kreuzestod und Auferstehung Jesu Christi sind mehr als ein bloßes Zeichen. Sie sind eine Verheißung, deren Dynamik weit über das historische Ereignis hinausgeht. Die Vergewärtigung von Kreuzestod und Auferstehung kann sich deshalb nicht in einer bloßen Betrachtung erschöpfen. Sie muss den doppelten Skandal neu zur Sprache bringen. Was damals geschah, bleibt aktuell. Es geschieht jetzt.

## TalPassion – der Skandal in der Gegenwart

Diese Überlegungen waren Ausgangspunkt für ein besonderes Projekt. Im Frühjahr 2014 brachte die Katholische Citykirche Wuppertal den Kreuzweg zurück in die Öffentlichkeit der Stadt Wuppertal. Die Künstlerin Annette Marks hatte acht Bilder zur Passion Christi erstellt: Der ungläubige Thomas – Gethsemane – Judaskuss – Geißelung – Ecce homo/Pontius Pilatus – Kreuzigung – Auferstehung – Maria von Magdala. Es sind Szenen aus der biblischen Passionsüberlieferung. Es ist kein herkömmlicher Kreuzweg, denn TalPassion beginnt mit einem Auferstehungsbild. Das Bild von der Begegnung des ungläubigen Thomas mit dem Auferstandenen wird zum Schlüssel für das Verständnis der TalPassion. Es ist Anfang und Ende zugleich. Wer den Kreuzweg bis zum Ende gegangen ist, fängt wieder von vorne an. Gleichzeitig zeigt die Thomasszene die Differenz zwischen Zeit und Ewigkeit an. Das Bild zeigt einen Auferstandenen, der aus der Ewigkeit in die Zeit hereinbricht. Thomas möchte ihn berühren, zögert aber im letzten Moment doch. Der Auferstandene ist da, entzieht sich aber dem Zugriff.

Typisch für die Bilder der TalPassion von Annette Marks sind auch Reminiszenzen an die zeitgenössische Gegenwart. Im Vordergrund des Thomasbildes versucht eine Frau die Begegnung zwischen Thomas und dem Auferstandenen mit einem Smartphone zu fotografieren. Das Display des Smartphones bleibt aber leer. Das Eigentliche dieser Begegnung, die Berührung von Zeit und Ewigkeit kann man eben nicht abbilden: „Selig sind die, die sehen ohne zu glauben“ (Joh 20,29)!

Wer die TalPassion verstehen will, darf nicht nur auf die Oberfläche des Sehbaren blicken. Er muss hinter das bloß Sichtbare schauen. „Das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ist ewig“ – schreibt Paulus an die Korinther (vgl. 2 Kor 4,18). Wer Kreuzestod und Auferstehung Jesu vergegenwärtigen will, darf nicht in der



Betrachtung stehen bleiben. Er muss sich im Hier und Jetzt hineinbegeben in das Geschehen. Er muss sich identifizieren mit diesem Schicksal.

Diese Herausforderung stellen die Bilder von Annette Marks dem, der in die TalPassion eintritt. Besonders herausfordernd ist etwa das Bild der Geißelung. Ein in triste Farben getauchtes Bild, in dessen Vordergrund ein geschlagener Christus mit blutrotem Gewand am Boden liegt. Die Schläger erscheinen als schemenhafte Gestalten – auch unserer Zeit. Das zeigt nicht zuletzt die Schattenfigur, die – mit Baseballkappe angetan – an die U-Bahn-Schläger unserer Zeit erinnert. Das Schicksal Jesu ist nicht vergangen. Es ist das Schicksal derer, die jetzt in die Hände der Schläger und Gewalttäter fallen.

Die Kreuzigung zeigt einen völlig zerstörten Körper. Es ist das einzige Bild, das als Kohlezeichnung gehalten ist. Es zeigt die Brutalität des Todes, der totalen Zerstörung des irdischen Seins.

Die Auferstehung hingegen ist eine Explosion an Farben, ein Urknall, die neue Schöpfung, ein Sein schon in der Ewigkeit, die sich eben dem Zugriff des irdischen Sehens entzieht, so dass auch das Schlussbild eine Maria von Magdala zeigt, die ganz vom Auferstandenen ergriffen wird und ihn doch nicht ergreifen kann. Der Kreis zum Anfang des Thomasbildes schließt sich. Der Kreuzweg beginnt von vorne.

## **TalPassion – Zum Bekenntnis herausgefordert**

TalPassion ist mehr als ein Kreuzweg. TalPassion ist eine Herausforderung.

Die von Annette Marks erstellten Originale wurden in der Fasten- und Osterzeit 2014 in der Laurentiusbasilika in Wuppertal-Elberfeld gezeigt. Großformatige Reproduktionen der Bilder wurden im öffentlichen Raum der Stadt Wuppertal – näherhin des Stadtteiles Elberfeld – präsentiert. Jede Reproduktion zeigt neben dem Bild einen QR-Code, der mit Hilfe eines

Smartphones eingescannt auf eine mobile Homepage führte, die Andachtstexte und Erklärungen beinhaltet; außerdem stand bei dem Bild ein markanter Claim, der die Sichtweise des Betrachters verändert. Der Claim der Geißelungsszene lautete: „Opfer klatschen Beifall“. Die Vieldeutigkeit ist gewollt. Er kann „Opfer klatschen Beifall!“ gelesen werden und bringt so die Solidarität des Gottessohnes mit den Leidenden und Gefallenen zum Ausdruck. Er kann aber auch höhnisch gelesen werden, wenn man das „Klatschen“ als modern-vulgären Ausdruck für aktive Gewaltanwendung versteht: „Opfer klatschen – Beifall!“. Der Betrachter muss Position beziehen.

Die Reproduktionen waren so gehängt, dass sie einen begehbaren Kreuzweg von etwa 3 Kilometer Länge ergaben. Vier Stationen hingen an kirchlichen Gebäuden (zwei römisch-katholische und zwei evangelische Kirchen), vier Stationen an profanen Orten (der Judaskuss etwa über der Straße zwischen einer Bank und dem Finanzamt). Zwei Bilder hingen am städtischen Verwaltungsgebäude in Wuppertal-Elberfeld.

## **Der Skandal des Bekenntnisses**

Diese beiden Bilder – die Kreuzigung und die Auferstehung – wurden zum Skandal. Selbsternannte Atheisten, Gruppierungen, die für eine religionsfreie Gesellschaft eintraten, aber auch Vertreter politischer Gruppierungen, die der Kirche eher fernstehen, sahen die Trennung von Staat und Kirche gefährdet. Die Religion gehöre nicht in den öffentlichen Raum. Überhaupt sei Religion Privatsache und Religionsfreiheit bedeutet, dass eine religionsfreie Gesellschaft nicht mit öffentlichen Bekenntnissen belastet werden dürfe – das waren nur die harmloseren Äußerungen. Das Thema der Bekenntnisfreiheit wurde durch TalPassion in die städtische Gesellschaft getragen. Leserbriefe und Diskussionen in den sozialen Netzwerken zeigten, dass TalPassion einen Nerv getroffen hatte. Der Skandal des Kreuzes war gegenwärtig.



## Das Kreuz ist Gegenwart

TalPassion hat gezeigt, dass das Bekenntnis zu Kreuzestod und Auferstehung Jesu Christi nicht nur mit Lippen vollzogen werden kann. Kreuzestod und Auferstehung Jesu Christi sind auch heute noch ein Skandal. Sie fordern heraus. Und sie schaffen Klärungen.

In Wuppertal brachte die Diskussion, die öffentlich in den lokalen Medien und im Internet geführt wurde, in deutlicher Klarheit hervor, dass Religionsfreiheit nicht Freiheit von Religion bedeutet, sondern die Freiheit für die Religionen. Die Stadt positionierte sich eindeutig: Ein Verwaltungsgebäude ist ein Raum des öffentlichen Diskurses. Das Recht des freien Bekenntnisses hat nicht nur die römisch-katholische Kirche. Es gilt allen. Leider hat von diesem Recht bisher keine der Gruppierungen, die die TalPassion mit teils harschen Worten angriffen, Gebrauch gemacht. Sie hatten angekündigt, Charles Darwin mit einem großformatigen Bild zu huldigen. Und sie hatten gemutmaßt, dass die römisch-katholische Kirche dagegen Sturm läuft. Schade, dass das bisher nicht umgesetzt wurde. Denn gestandene Katholiken lassen sich von Charles Darwin nicht erschrecken. Da kommen die Kritiker 100 Jahre zu spät. Die Evolution zeigt doch, wie phantasievoll der Gott, der Schöpfer ist, dessen Größe die Schönheit der Schöpfung nur erahnen lässt. Ein Gott, der so allmächtig ist, dass er ohnmächtig sein kann – so ohnmächtig, dass er sich am Kreuz mit dem Schicksal der Menschen – aller Menschen – identifiziert; vor allem mit dem Schicksal der Sünder, auf dass sie aus seiner Auferstehung Hoffnung wider alle Hoffnung schöpfen.

Weitere Informationen unter [www.talpassion.de](http://www.talpassion.de)

Die Bilder der TalPassion können bei der Katholischen Citykirche Wuppertal entliehen werden. Weitere Informationen unter 0202-42969674 oder per Mail an [info@katholische-citykirche-wuppertal.de](mailto:info@katholische-citykirche-wuppertal.de).

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. 1 Kor 9,1; 15,8 und Gal 1,16. In 2 Kor 12,2-4 spricht er in dritter Person über jemanden, der ein Entrückungserlebnis hatte. Es ist unklar, ob er diese Aussage auf sich selbst bezieht. Die Aussage macht aber in jedem Fall deutlich, dass die Gottesbegegnung nicht sprachlich zu bewältigen ist: „Er hörte unsagbare Worte, die ein Mensch nicht aussprechen kann“ (2 Kor 12,4).
- <sup>2</sup> Vgl. Gal 1,15-17: „Als aber Gott, der mich schon im Mutterleib auserwählt und durch seine Gnade berufen hat, mir in seiner Güte seinen Sohn offenbarte, damit ich ihn unter den Heiden verkündige, da zog ich keinen Menschen zu Rate; ich ging auch nicht sogleich nach Jerusalem hinauf zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog nach Arabien und kehrte dann wieder nach Damaskus zurück“ (Hervorhebung vom Autor).
- <sup>3</sup> Vgl. 2 Kor 5,17: „Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden.“
- <sup>4</sup> H. Merklein, Die Bedeutung des Kreuzestodes Christi für die paulinische Gerechtigkeits- und Gesetzesthematik, in: ders., Studien zu Jesus und Paulus, Bd. 1 (WUNT 43). Tübingen 1987, S. 1-106, hier: S. 38.
- <sup>5</sup> Dass hier für Paulus gar kein Zweifel besteht, wird etwa deutlich, wenn er bewusst das Verb *εἰδέναι*/wissen verwendet, so etwa in 2 Kor 5,1: „Wir wissen (οἶδαμεν): wenn unser irdisches Zelthaus abgebrochen wird, dann haben wir eine Wohnung von Gott, ein ewiges, nicht mit Händen gemachtes Haus in den Himmeln“ (Hervorhebung vom Autor).

## Hinweis der Redaktion

Völlig zu Recht wurde die Redaktion darauf aufmerksam gemacht, dass sich in den Beitrag von Frau Dr. Hennecke im Pbl 1 (2015), S. 30 eine neue biblische Figur eingeschlichen hatte: der „Zöllner Lazarus (Mt 22,23-30)“. Das Beispiel für die Zuwendung Jesu zu den weit unten im Ansehen der Gesellschaft Stehenden muss natürlich sowohl namens- wie stellenmäßig richtig lauten: der „Zöllner Matthäus (Mt 9, 9-13)“. Wir bitten das Übersehen des Fehlers beim Lektorat zu entschuldigen.

*Gunther Fleischer*

# Die sieben letzten Worte Jesu

„Die sieben letzten Worte Jesu“ – das ist bekanntlich eine Bezeichnung für sieben bedeutsame Aussprüche, die von den Evangelien dem am Kreuz sterbenden Jesus zugeschrieben werden. Allerdings nicht in dem Sinne, dass alle Evangelien übereinstimmend diese sieben Sterbeworte bieten; vielmehr weisen Matthäus und Markus nur *ein* solches verbum ultimum Jesu auf, Lukas berichtet von *drei* anderen Worten und Johannes noch einmal von *drei* – wiederum nur von ihm überlieferten – Dikta des Sterbenden. Es kann also nur in der *Summe* von sieben letzten Worten Jesu die Rede sein. Dessen ungeachtet wurden diese sieben

Sterbeworte Jesu schon sehr früh außerhalb der Evangelien zu einer kleinen Logiengruppe zusammengestellt, die der frommen Betrachtung diene; und zwar so, dass die Abfolge der Worte sich nicht einfach nach der kanonischen Reihenfolge der Evangelien richtete, sondern eine stimmige Sequenz mit eigener Dramaturgie des Sterbens Jesu ergab. Die Akoluthie der Jesusworte, die sich schon sehr früh durchsetzte und die auch bei den zahlreichen späteren Vertonungen bedeutender Komponisten (Heinrich Schütz, Joseph Haydn, César Franck, Charles Gounod u.a.) beibehalten wurde, ist zum ersten Mal im Codex Fuldensis von 547 bezeugt. Sie stimmt auch überein mit der des Passionsliedes „Da Jesus an dem Kreuze stund“ von 1495 (altes GL 187) und der ebenfalls im alten „Gotteslob“ zu findenden Andacht „Die sieben Worte Jesu am Kreuz“ (Nr. 776). Die Frage, warum das neue „Gotteslob“ beides nicht mehr bietet, muss hier offen bleiben. So also lauten die sieben letzten Worte Jesu in ihrer traditionellen Zusammenstellung:

- |               |  |
|---------------|--|
| 1. Lk 23,34   | Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.         |
| 2. Lk 23,43   | Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein |
| 3. Joh 19,26f | Frau, siehe dein Sohn! – Siehe, deine Mutter!                    |
| 4. Mk 15,34   | Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Ps 22,2)    |
| 5. Joh 19,28  | Mich dürstet! (vgl. Ps 69,22)                                    |
| 6. Joh 19,30  | Es ist vollbracht  |
| 7. Lk 23,46   | Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist. (Ps 31,6)           |

Die Zusammenstellung der Sterbeworte im Sinne eines dramatischen Handlungsablaufs lässt deutlich erkennen, dass alle ultima verba selbstverständlich als authentische Jesusworte aufgefasst wurden, wie es in bibelwissenschaftlich vorkritischen Zeiten gar nicht anders denkbar war, auch für Theologen nicht. Man praktizierte eine harmonisierende und historisierende Hermeneutik, die die unterschiedlichen Aussagen der einzelnen Evangelien additiv und komplementär auslegte, da ja alle Evangelisten nur historisch Wahres und für den Glauben Wichtiges überliefert haben konnten. Der Gedanke, dass die Evangelisten *theologisch* Wahres und für den Glauben Wich-

tiges auch jenseits historischer Faktizität könnten ausgesagt haben wollen, wäre den Theologen vor der Aufklärung und vor der Ausarbeitung der historisch-kritischen Methode allzu kühn und darum eher destruktiv erschienen. Die harmonisierende-historisierende Hermeneutik fand ihren Niederschlag schon früh in sog. Evangelienharmonien, dergestalt, dass man die vier kanonischen Einzelevangelien, die ja von ihren Autoren nicht von vornherein als Teil eines neutestamentlichen Kanons gedacht waren, zu einem einzigen Großevangelium, einer einheitlichen Lebensgeschichte Jesu verknüpfte. Die erste uns bezeugte Evangelienharmonie, das sog. „Diatessaron“, wurde bereits

um 170 von dem syrischen Theologen Tatian verfasst. Diese alle Evangelien miteinander verbindenden Leben-Jesu-Erzählungen waren viele Jahrhunderte sehr beliebt und werden bis heute produziert, freilich nur noch in Kinderbibeln. Die dahinter stehende hermeneutische Grundeinstellung allerdings beherrscht das theologische Denken – außerhalb exegetisch aufgeschlossener Kreise – weitgehend bis auf den heutigen Tag.

Nur am Rande sei erwähnt, dass zum Beispiel auch die uns vertrauten Krippendarstellungen eine Art (nonverbaler) Evangelienharmonie sind, verbinden sie doch die Ereignisse um die Geburt Jesu, wie sie uns Matthäus und Lukas sehr unterschiedlich berichten, zu einer Einheit. Während die Herbergssuche, der Stall, die Krippe, die Hirten und Engel nur im Lukasevangelium vorkommen, der Stern, die heidnischen Magier aus dem Osten, die Tötungsabsicht des Herodes und die Flucht nach Ägypten aber bei Lukas nicht erwähnt werden, ist es bei Matthäus genau umgekehrt. In unseren Krippendarstellungen wird beides miteinander verbunden und als Gesamtbild dargestellt. Wie eine solche Zusammenschau unterschiedlicher Darstellungen der Geburtsgeschichte Jesu durch zwei Evangelien zum Zweck meditativer Betrachtung zweifellos legitim ist und spirituell fruchtbar sein kann, gilt dies auch für die Zusammenschau der letzten Worte Jesu am Kreuz, in die sich zu versenken dem Glauben zweifellos hilfreich und förderlich sein kann, auch im Sinne einer *ars moriendi* des eigenen Sterbens. Gut wäre es freilich, wenn ein solches Tun gepaart wäre mit dem Wissen, das die Bibelwissenschaft bezüglich der Sterbeworte Jesu erarbeitet hat. Davon soll nun die Rede sein.

Seitdem man angefangen hat, die Evangelien streng wissenschaftlich zu untersuchen und zu hinterfragen (also etwa seit der Zeit der Aufklärung), wird die harmonisierende Lesart kritisch gesehen, da sie die Eigenart jedes einzelnen Evangeliums verwischt. Jeder Evangelist ist aber ein eigenständig denkender und glaubender Schriftsteller,

der seine eigene theologische Konzeption verfolgt, auch seine eigenen Adressaten vor Augen hat, denen er eine ganz bestimmte Sicht Jesu vermitteln möchte. Das Gemeinte kann hier nur sehr andeutungsweise konkretisiert werden: So ist es für Markus, der aus einem ihm schon vorliegenden Passionsbericht und weiteren vorgefundenen Materialien kurz nach dem Jahre 70 das erste Evangelium redigiert, besonders charakteristisch, das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias und Sohn Gottes eng mit dem Motiv des Leidens und Sterbens Jesu zu verklammern, um so jeden vordergründigen christologischen Triumphalismus auszuschließen und auch seinen Jüngern den Weg der Kreuzesnachfolge vor Augen zu stellen (besonders deutlich in Mk 8,27-38). Matthäus kommt es in der Situation der Auseinandersetzung mit der Synagoge besonders darauf an, die Kontinuität zwischen den heiligen Schriften Israels und dem Glauben an Jesus als die Erfüllung dieser Schriften herauszuarbeiten. Lukas rückt die menschliche Glaubwürdigkeit und ethische Vorbildlichkeit Jesu, sein Mitgefühl, seine Nähe zu den Armen und zu den scheinbar Verworfenen besonders in den Vordergrund. Wieder anders, ganz anders beschreibt Johannes Jesus: als den vom Himmel gekommenen Sohn und Offenbarer Gottes, der ganz offen von seiner Präexistenz und seiner Einheit mit dem Vater sprechen kann und sich selbst als den Weg zu Gott, als Wahrheit und Leben verkündet. Dieses je eigene Profil der Evangelisten, das an zahlreichen weiteren Spezifika ablesbar ist, wird bei einer harmonisierenden Verquickung ihrer Werke unkenntlich und geht verloren. Auch leistet eine solche gleichmachende Auslegung der Evangelien der falschen Annahme Vorschub, sie seien in erster Linie oder gar ausschließlich als historische Berichte zu verstehen, während ihnen in Wirklichkeit nicht so sehr an Geschichtsfakten als solchen gelegen ist als vielmehr an der gläubigen Deutung der Person Jesu von der Auferstehungserfahrung her. Ja, die Begegnungserfahrung mit dem Auferstandenen war es, die den Jüngern offenbarte, wer dieser Jesus wirklich war und ist. Diese

Begegnung ist die eigentliche Geburtsstunde des Christentums. Erst der Glaube an die Auferstehung ermöglichte es den Evangelisten, ihr gläubiges Bekenntnis zu Jesus als dem Sohn Gottes zu formulieren. Das bedeutet für die sieben Worte Jesu am Kreuz, dass auch sie nicht primär unter dem Gesichtspunkt ihrer Historizität zu betrachten sind. Vielmehr hat jeder Evangelist - mindestens aber Lukas und Johannes - solche Worte gewählt und Jesus in den Mund gelegt, die nach seiner gläubigen Überzeugung das Wesen und die göttliche Sendung Jesu besonders treffend charakterisieren.

Nach diesen Vorüberlegungen sollen nun die sieben letzten Worte Jesu als christologische Interpretationen der Evangelisten aus dem jeweiligen Zusammenhang ihrer Jesuserzählung gewürdigt werden. Man beginnt sinnvollerweise mit dem Markusevangelium, da ja Matthäus und Lukas von ihm literarisch abhängig sind.

Markus gestaltet die Kreuzigungsszene in deutlicher Anlehnung an Ps 22 (und weitere alttestamentliche Texte, die den „leidenden Gerechten“ zum Gegenstand haben, hier aber - bis auf Ps 69,22 - unberücksichtigt bleiben müssen):

<p><b>Ps 22</b>          Sie verteilen unter sich meine Kleider und werfen das Los um mein Gewand. (V. 19)</p> <p>Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott, vom Volk verachtet. Alle, die mich sehen, verlachen mich, verziehen die Lippen, schütteln den Kopf (V. 8)</p>	<p><b>Markus 15</b>          Sie warfen das Los und verteilten seine Kleider unter sich und gaben jedem, was ihm zufiel. (V. 24)</p> <p>Die Leute, die vorbeikamen, verhöhnten ihn, schüttelten den Kopf ... (V. 29)</p>
---	--

<p>Meine Kehle ist trocken wie eine Scherbe, die Zunge klebt mir am Gaumen ... (V. 16)          Sie gaben mir Gift zu essen, für den Durst reichten sie mir Essig. (Ps 69, 22!)</p> <p>Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten einer Klage? (V. 2)</p>	<p>Einer lief hin, tauchte einen Schwamm in Essig, steckte ihn auf einen Stock und gab Jesus zu trinken. (V. 36)</p> <p>„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (V. 34)</p>
--	---

Der Psalm 22 handelt von einem unschuldigen Menschen, der in großes Leid gerät, genauer gesagt von seinen Feinden verspottet, grausam gequält und an den Rand des Todes gebracht wird, der aber sein Vertrauen und seine Hoffnung auf Gott nicht aufgibt und dessen inständiges Gebet von Gott erhört wird, so dass es gegen Ende des Psalms heißt: „Deine Treue preise ich in großer Gemeinde; ich erfülle meine Gelübde vor denen, die Gott fürchten“ (V. 26). Der Evangelist Markus will durch seine Anlehnung an Ps 22 zum Ausdruck bringen, dass Jesus wie so viele Märtyrer, so viele in Leid und Tod geratene „Gerechte“ Israels vor ihm Gott treu geblieben ist. Der Ruf „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ wäre missverstanden, wenn man ihn als Verzweiflungsruf deuten würde oder gar als Absage an einen Gott, von dem nichts mehr zu erwarten ist. Er beinhaltet ja nicht nur den Gedanken der Verlassenheit, die Jesus zweifellos zu spüren bekam (denn nach Markus war keiner seiner Anhänger und Anhängerinnen in seiner Nähe!). Wichtiger aber ist Markus Jesu leidenschaftliche Hinwendung zu Gott, den er zweimal als „*mein* Gott“ anruft

und von dem es wenige Verse später heißt: „Von Geburt an bin ich geworfen auf dich, vom Mutterleib an bist du *mein Gott*“ (V. 11). So ist der Verlassenheitsruf – genauer besehen – gerade ein Ausdruck unerschütterlichen Glaubens und Vertrauens. Markus will zweifellos, dass seine Leser nicht nur den Anfang von Ps 22 hören und sich darauf fixieren, sondern den ganzen Psalm im Blick haben, der ja von der Treue und Verlässlichkeit Gottes handelt und in dessen Ende der Evangelist einen Hinweis auf die Auferstehung Jesu erkennt.

Dass Gott auf Golgota nicht abwesend, sondern verborgen anwesend war, zeigt Markus dadurch, dass die Sterbeszene durch zwei himmlische Zeichen eingeraht ist: durch die dreistündige Finsternis „über der ganzen Erde“ mitten am Tage und durch das Zerreißen des Tempelvorhangs „von oben bis unten“ unmittelbar nach dem Tod Jesu. Die Verfinsterung der ganzen Erde (nicht nur des ganzen Landes, wie es in der Einheitsübersetzung heißt) meint kein natürlich erklärbares Geschehen, sondern will von Am 8,9 her verstanden werden, wo der Prophet in visionärer Form das göttliche Gericht ankündigt: „An jenem Tag – Spruch Gottes, des Herrn – lasse ich am Mittag die Sonne untergehen und breite am helllichten Tag über die Erde Finsternis aus.“ Vielleicht soll durch dieses apokalyptisch anmutende Ereignis nur allgemein angedeutet werden, dass der Tod Jesu ein kosmisches, die ganze Schöpfung betreffendes Geschehen ist. Vielleicht will Markus aber auch in genauerem Bezug zu der alttestamentlichen Stelle die Finsternis als Zeichen des göttlichen Gerichtes verstanden wissen, etwa in dem Sinne, dass auch der Gekreuzigte, der über drei Stunden in dieser Finsternis versinkt, auf der Seite derer steht, denen das Gericht Gottes gilt (vgl. Röm 8,3; 2 Kor 5,21; Gal 3,13). Das könnte auf Jesu stellvertretendes Todesleiden hinweisen. Immerhin ist es Markus, der das Jesuswort überliefert: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und

sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele“ (Mk 10,45).

Eine erlösungstheologische Bedeutung hat zweifellos das zweite Zeichen vom Himmel, das Zerreißen des Tempelvorhangs, der das Heiligtum vom Allerheiligsten trennt, in dem der Hohepriester am Großen Versöhnungstag, dem Jom Kippur, das feierliche Versöhnungsritual durchführt. Im Zerreißen des Vorhangs ist das Ende des Tempels angedeutet. Durch den Tod Jesu wird der Tempelkult überflüssig, die definitive Versöhnung der Menschheit mit Gott hat im Kreuzesgeschehen „ein für allemal“ (vgl. Hebr 10,10) stattgefunden, der Zugang zum Allerheiligsten, zu Gott und seiner Barmherzigkeit, ist für immer frei.

Auch das anschließende Wort des römischen Hauptmanns gehört wohl zu den gerade hier zahlreichen Elementen *narrativer Theologie*: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn“ (15,39), was man besser übersetzen sollte mit „Dieser Mensch war ein Gottessohn.“ Denn Markus will natürlich nicht sagen, der römische Hauptmann habe (schon vor Ostern!) das christliche Glaubensbekenntnis gesprochen, was auch durch die Vergangenheitsform ausgeschlossen ist. Man konnte aber im römisch-heidnischen Bereich durchaus von „göttlichen Menschen“ oder Gottessöhnen sprechen, um damit jemanden zu charakterisieren, der in einer außerordentlichen Beziehung zum Göttlichen stand. So unvollkommen also die Äußerung des Zenturio über Jesus aus christlicher Sicht auch ist, sie ist hinreichend geeignet anzudeuten, dass hier ein Heide in einem unschuldig zu Tode Gequälten das Göttliche erahnt – von Markus als ein Hinweis darauf gemeint, dass die christliche Botschaft nicht nur für die Juden bestimmt ist, sondern alle Menschen erreichen will.

Es möge ein wenig deutlich geworden sein, wie sehr man die Evangelisten verkennt, wenn man sie für bloße Berichter-

statter geschichtlicher Ereignisse hält und nicht wahrnimmt, dass sie in erster Linie die religiöse Tiefendimension des Geschehens, seine nur im Glauben erkennbare Wahrheit für die Menschen offenlegen wollen. Sie tun dies durch die Art ihres Erzählens, hier im Fall der Sterbeszene bei Markus insbesondere durch die Anlehnung an den 22. Psalm, durch die Einführung der Motive der Verfinsterung und des Zerreißen des Tempelvorhangs und durch die Reaktion des Hauptmanns. Nicht zuletzt war es für die christliche Verkündigung von größter Dringlichkeit aufzuzeigen, dass Jesus im Einklang mit den heiligen Schriften Israels starb, dass er trotz der Schändlichkeit seines Todes der Messias Israels war. Durch die Aussage von Dtn 21,23 „Verflucht ist jeder, der am Holze hängt“ schien der christliche Anspruch ad absurdum geführt zu sein. Mit Hilfe des Ps 22 wurde christlicherseits dagegen argumentiert (also mit der Schrift gegen die Schrift): Ps 22 sollte erweisen, dass der Gekreuzigte nicht der von Gott Verfluchte, sondern in Wahrheit der ungerecht leidende Gerechte und *als solcher* sogar der Messias Israels ist.

Für das erste der sieben Sterbeworte, den Gottesanruf aus Ps 22, ergibt sich nun allerdings daraus die Frage: Ist dieses Wort möglicherweise gar nicht von Jesus gesprochen worden, sondern eine nachträgliche theologische Interpretation? Beide Positionen, die bejahende und die verneinende, werden von Bibelwissenschaftlern mit ernst zu nehmenden Argumenten vertreten, viele Exegeten glauben allerdings, die Frage offen lassen zu müssen. Natürlich kann es grundsätzlich so sein, dass Jesus den Satz „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ und auch weitere Verse dieses Psalms wirklich gebetet hat und dass dadurch der Blick des Evangelisten Markus oder schon des Verfassers des vor-markinischen Passionsberichts auf den Psalm 22 gelenkt wurde, der *daraufhin* die Sterbeszene nach dem Vorbild des Psalms ausgestaltet hat. Für die Historizität des Rufes Jesu könnte auch die Tatsache spre-

chen, dass Markus die aramäische Urfassung, den O-Ton Jesu, mitliefert. Schließlich lässt sich auch durchaus fragen, ob es nicht eher unwahrscheinlich ist, dass jemand gerade dieses Wort, das ja auch im Sinne von Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit gedeutet werden kann, Jesus nachösterlich in den Mund legt. Man wird sich allerdings andererseits auch fragen müssen, ob ein durch die Tortur der Geißelung und Kreuzigung Gegangener, der schon stundenlang am Kreuz hängt, überhaupt noch sprechen kann, zumal das Sterben am Kreuz durch Erstickung eintritt. Auch ist es nicht gerade leicht vorstellbar, dass Lukas in seiner Sterbeszene bewusst ein so markantes Jesuswort streicht, wenn er von ihm wusste oder annehmen musste, dass es authentisch ist. Man sollte sich vielleicht nicht allzu sehr gegen die Möglichkeit (!) wehren, dass Jesus wortlos – allenfalls mit Stöhnen und Röcheln – gestorben ist. Das könnte der Würde seines Sterbens keinen Abbruch tun, denn die bemisst sich nicht danach, zu welchen physischen Leistungen ein Sterbender noch fähig ist. Auch muss man mit bedenken, dass es in der antiken Literatur – sowohl bei den Griechen und Römern als auch bei den Rabbinen – nicht unüblich war, bedeutenden Personen, gerade auch Märtyrern, ein *verbum ultimum*, ein letztes charakteristisches Wort in den Mund zu legen, durch das ihr Wesen und ihre Bedeutung treffend gekennzeichnet wurde. Aber wie gesagt, die Frage nach der Historizität ist nicht sicher entscheidbar.

Wie steht es nun mit Matthäus und Lukas? Beide Evangelisten haben das Markusevangelium nicht nur gekannt, sondern auch schriftlich vor sich gehabt. Beide haben unabhängig voneinander nicht nur die Grundstruktur, den Aufbau des Markusevangeliums übernommen, sondern auch erhebliche Teile des Textes. Über 90% des Markustextes finden sich im Matthäusevangelium wieder, immerhin mehr als 50% im Lukasevangelium. Die Sterbeszene Jesu haben beide Evangelisten allerdings sehr unterschiedlich behandelt. Matthäus



hält sich – bis auf das Erdbeben und die Öffnung der Gräber im Augenblick des Todes Jesu – eng an seine Vorlage und übernimmt auch das Zitat aus Ps 22. Lukas dagegen gestaltet die Szene weitgehend um und streicht den Verlassenheitsruf Jesu. An seiner Stelle finden wir bei Lukas drei andere letzte Worte, nämlich zwei Gebete, die beide mit der Gottesanrede „Vater“ beginnen („Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ und „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“) und die Verheißung an den reuigen Verbrecher: „Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ Man wird sagen dürfen, dass diese Jesusworte positiver, heller, freundlicher klingen als der dunkle Verlassenheitsruf bei Markus und Matthäus. Zwei dieser lukanischen Worte handeln von Vergebung und Barmherzigkeit, das dritte von vertrauensvoller Hingabe in die Hände des göttlichen Vaters gemäß Ps 31,6, wo Lukas die Vater-Anrede hinzufügt. Das Erstaunlichste an dieser Veränderung der Markus-Vorlage ist sicher die Tatsache, dass es Lukas wagt, ein ihm vorgegebenes Jesuswort zu übergehen und stattdessen seiner Darstellung der Sterbeszene Jesu eine nicht nur menschlich, sondern auch theologisch deutlich positivere Färbung zu geben. Das ist kein Zufall, sondern stimmt mit dem besonderen Charakter des Lukasevangeliums insgesamt überein. Natürlich will auch das Markusevangelium Frohe Botschaft sein und ist es. Aber Lukas verstärkt diesen Grundtenor aller Evangelien in besonderer Weise, was gerade am lukanischen Sondergut sichtbar wird, also an den Texten, die nur Lukas über die anderen Evangelien hinaus bietet, wie zum Beispiel am Gleichnis vom barmherzigen Vater (Lk 15,11-32) oder an der Geschichte vom Besuch im Haus des Zöllners Zachäus (Lk 19,1-10). Am Ende dieser Perikope heißt es: „Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden, weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist. Denn der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist.“ Dieses Suchen und Retten des Verlorenen „praktiziert“ Jesus bei Lukas

bis in die letzte Stunde seines Lebens hinein. Er bittet für die, die ihm größte Qualen zufügen, um Vergebung, und er versichert den reumütigen Schächer (den es in seiner Markus-Vorlage und auch bei den anderen Evangelisten nicht gibt!) seiner Gemeinschaft mit ihm über den Tod hinaus, wobei die Betonung des Heute bekanntlich eine Besonderheit lukanischer Theologie darstellt: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren“ (2,11), „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“ (4,21), „Heute haben wir etwas Unglaubliches gesehen“ (5,26), „Heute muss ich in deinem Haus zu Gast sein“ (19,5), „Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden“ (19,9), „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ (23, 43). Jesus ist für Lukas nicht nur ein Prophet, der für eine mehr oder weniger weit vorausliegende Zukunft Heil ankündigt, sondern er ist die Erfüllung aller Heilsverheißungen, das Ja Gottes zu seinen Versprechungen (2 Kor 1,19f) im Heute.

Auch Lukas lässt wie Markus den römischen Hauptmann über die Integrität und geheimnisvolle Souveränität und Freiheit Jesu staunen. Aber er ersetzt das Wort „Dieser Mensch war ein Sohn Gottes“ durch ein anderes: „Dieser Mensch war wirklich ein Gerechter“ (23,47). Lukas eliminiert also die heidnische Vorstellung von Göttersöhnen und lässt den Hauptmann, der natürlich zu keinem Christusbekenntnis im eigentlichen Sinn fähig ist, stattdessen die Untadeligkeit Jesu und seine ethische Vorbildhaftigkeit bezeugen. Jesus tut selbst in vollkommener Weise, was er anderen – etwa in der Feldrede – gepredigt hat: „Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch misshandeln“ (Lk 6,27f). Dass Lukas das Sterben Jesu auch unter dem Aspekt dieser Vorbildlichkeit betrachtet wissen will, lässt sich besonders gut an der Sterbeszene des Stephanus ablesen, die Lukas in der Apostelgeschichte in bewusster Parallelität zum Sterben Jesu gestaltet hat. Auch Stephanus betet unmittelbar



vor seinem Tod: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ und „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an“ (Apg 7, 59f). Dabei ist beachtenswert, dass Stephanus nicht zum Vater betet, wie Jesus es getan hat, sondern zu Jesus, dem auferstandenen Kyrios. Der christliche Glaube erlaubt es, nein, er fordert es sogar, Christus und Gott, den Vater, in einer letzten Einheit zu sehen.

Drei Sterbeworte Jesu stehen noch aus – die im Johannesevangelium. Wie schon zu Anfang gesagt, sind es wieder drei ganz eigene Worte des Evangelisten. Um ihnen gerecht zu werden, muss man sich eine Eigentümlichkeit des vierten Evangeliums vergegenwärtigen. Es handelt sich um ein stilistisches Mittel, das man als Doppelsinnigkeit bezeichnen könnte. Gemeint ist damit, dass oft etwas erzählt wird, was man vordergründig leicht verstehen kann, von dem man aber ahnt, dass das eigentlich Gemeinte tiefer liegt und nicht so leicht zu erfassen ist. So etwa bei der Hochzeit zu Kana, als Jesus Wasser in Wein verwandelt. Sollte es dabei wirklich nur um ein Wunder gehen zu dem Zweck, dem Gastgeber aus einer Verlegenheit zu helfen? Das wäre sehr trivial und gerade diesem anspruchsvollen und tiefgründigen Evangelium nicht angemessen. Die Exegeten sind sich darin einig, dass die große Menge an Wein, die Jesus auf wunderbare Weise stiftet, ein vorausdeutendes Symbol ist für die Fülle der messianischen Heilszeit, für die Vollendung des Gottesreiches. Ganz ähnlich verhält es sich auch bei dem Ruf Jesu am Kreuz: „Mich dürstet!“ Nur vordergründig geht es dabei um physischen Durst, von dem die anderen Evangelisten übrigens nichts berichten. Die tiefere Bedeutung dieses Rufes geht einem erst auf, wenn man zwei andere Stellen des Johannesevangeliums in die Betrachtung einbezieht. In Kapitel 4 sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“ (4,34). Bei der Verhaftung, als Petrus mit dem Schwert dreinschlägt, fragt Jesus ihn: „Der Kelch, den mir der Vater gegeben hat – soll ich ihn nicht trinken?“ (18,11).

Hunger, Durst und Trinken sind also im Johannesevangelium Bilder für das Verlangen Jesu, den Willen des Vaters bis zum Letzten zu erfüllen. Darum nimmt er auch den ihm gereichten Essig (Joh 19,29f), während er ihn bei Markus ablehnt (vgl. Mk 15,23 und V. 36f).

Es kommt aber noch eine höchst aufschlussreiche Beobachtung hinzu, eine Beobachtung, die zeigt, wie sehr der Ruf „Mich dürstet“ und das letzte Wort Jesu bei Johannes „Es ist vollbracht“ zusammengehören und eine Einheit bilden. Der Satz „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“ geht nämlich noch weiter: „und sein Werk zu Ende zu führen“. Der Satz, mit dem der Evangelist den Ruf Jesu „Mich dürstet“ einleitet, heißt: „Danach, als Jesus wusste, dass nun alles vollbracht war, sagte er, damit sich die Schrift erfüllte: ‚Mich dürstet‘.“ „Zu Ende führen“, „vollenden“, „vollbringen“, „erfüllen“ – für diese vier deutschen Formulierungen stehen im Griechischen immer zwei Varianten ein und desselben Wortes (*teléin, teleioun*). Wenn man diese Eigentümlichkeit des Griechischen im Deutschen nachahmen will, klingt das etwa so: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu *vollenden*.“ – „Danach, als Jesus wusste, dass nun alles *vollendet* war, sagte er, damit sich die Schrift *vollendete*: ‚Mich dürstet.‘“ Und schließlich: „Es ist *vollendet*.“

Erst bei genauer Beachtung dieser sprachlichen Details wird die Aussageabsicht des Evangelisten ganz transparent: Jesus hungert und dürstet danach, den Willen des Vaters ganz zu erfüllen. Im Vollbringen des Willens seines Vaters vollendet sich das ihm aufgetragene Offenbarungs-„Werk“ und zugleich die Schrift. So wird sein Sterben im johanneischen Denken zugleich zu seiner Verherrlichung und zum Heimgang an die Seite seines Vaters. Denn zu Beginn seiner Passion betet Jesus: „Vater, die Stunde ist da. Verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn dich verherrlicht ... Ich habe dich auf

der Erde verherrlicht und das Werk zu Ende geführt (vollendet!), das du mir aufgetragen hast. Vater, verherrliche du mich jetzt bei dir mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, bevor die Welt war" (17,1.4.5).

Zum Schluss nun das schwierigste Sterbewort Jesu, sein letztes Vermächtnis an seine Mutter und an den „Jünger, den Jesus liebte“: „Frau, siehe, dein Sohn! – Siehe, deine Mutter!“ Keiner der anderen Evangelisten weiß etwas von der Anwesenheit Marias unter dem Kreuz und auch nicht von einem namenlosen Jünger, der immer nur als der „Jünger, den Jesus liebte“ bezeichnet wird. Früher glaubte man, in ihm den Apostel Johannes, einen der Söhne des Zebedäus, erkennen zu dürfen. In der Bibelwissenschaft ist diese Hypothese fallen gelassen worden. Die Szene ist das Werk, die Komposition des Evangelisten. Auch in ihr zeigt sich wieder die Doppelbödigkeit, die für das Johannesevangelium so charakteristisch ist. Nur auf den ersten Blick und vordergründig betrachtet geht es darum, dass sich der Jünger stellvertretend der Mutter Jesu annehmen und sie in sein Haus aufnehmen soll. In Wirklichkeit ist auch hier nicht etwas Handfest-Praktisches gemeint, sondern nach allgemeiner Überzeugung der Exegeten eine tiefere, theologische Aussage, nur kann man sich nicht darüber einigen, um welche Aussage. Es gibt dazu eine Reihe von Theorien und Hypothesen, die hier nicht erörtert werden können. Die meisten dieser Theorien gehen – sicher zu Recht – davon aus, dass Maria und der „Jünger, den Jesus liebte“ hier nicht als Individuen gemeint sind, sondern als Gestalten, die zwei Menschengruppen symbolisieren, also als eine Art Allegorie. So sehen manche – im Gefolge Rudolf Bultmanns – in Maria (wenig plausibel) eine Repräsentantin des Judentums und in dem anonymen Jünger eine Symbolfigur des Heidentums. Der allegorische Interpretationsansatz dürfte richtig sein, Maria ist hier nicht als die leibliche Mutter Jesu gemeint, aber auch nicht als Repräsentantin des Judentums, sondern

Israels insgesamt, also als Jesu Mutter im geistigen und religiösen Sinne. Sie ist darin der kosmischen Frauengestalt mit dem Kranz aus zwölf Sternen in der Offenbarung des Johannes (Kap. 12) vergleichbar, die ja auch nur scheinbar Maria meint, in Wirklichkeit aber als eine allegorisch-symbolische Gestalt zu verstehen ist. Dabei kommt dem Jünger, „den Jesus liebte“ insofern eine gewisse Dominanz zu, als er es ist, der Maria „in das Eigene“ aufnimmt, nicht umgekehrt.

Dieser Jünger, der Jesus nahe stand wie kein anderer, dem Jesus sein Inneres erschloss und der als Idealgestalt des Glaubens und der Nachfolge seinen Herrn auch unter dem Kreuz nicht verließ, symbolisiert die christliche Kirche. Beide Größen, Israel und die Kirche, werden aufeinander verwiesen. Zum einen ist und bleibt Israel die Mutter aller Christen. Man denke an das Gespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, wo Jesus sagt: „Das Heil kommt von den Juden“ (4,22). Die christliche Gemeinde wird ermahnt, trotz des inzwischen geschehenen Bruchs zwischen Synagoge und Kirche Israel nicht abzuschreiben, sondern sich weiterhin um seine Bekehrung zu bemühen. Israel wird umgekehrt eingeladen, sich der Kirche anzuschließen und gemeinsam mit den Christen aus der Heidenwelt das eine neue Gottesvolk zu bilden. Der Evangelist Johannes leidet offensichtlich als Jude – wie vor ihm schon Paulus (vgl. Röm 9-11) – unter der Verweigerung Israels und hofft, dass die „Hülle“ von ihren Herzen entfernt wird (2 Kor 3,15f).

An der unterschiedlichen Gestaltung der Sterbeszene Jesu in den vier Evangelien kann man besonders gut erkennen, welche Intention die Evangelisten verfolgen und wie sie diese als theologische Schriftsteller je anders umsetzen.

# Berufungspastoral – same procedure as every year?

Kapläne laden zu einem Berufungstreffen ein, in der Kirche wird für Berufungen gebetet, an alle Pfarreien wird Info-Material versendet und ja, Wochenendseminare oder andere Treffen für Interessierte an kirchlichen Berufen, die gibt es auch – schließlich haben wir das doch immer gemacht. Aber kann heute eine Pastoral kirchlicher Berufungen so noch funktionieren? Oder gälte es nicht vielmehr, das Thema Berufung grundlegender zu überdenken?

Das ist in der Tat notwendig, haben sich doch die Parameter dieses Themas grundlegend gewandelt. Die Frage nach der Berufung ist nicht mehr zuerst eine Frage im Kontext kirchlichen Dienstes (was ohnehin zu eng wäre), es ist eine Grundfrage nach den Werbebedingungen von Christsein und Kirche überhaupt. Denn wenn man von Taufberufung und Taufweihe spricht, dann geht es zwar immer auch um sakramentale Feiern und Vorgänge, vor allem aber geht es doch um sehr individuelle, nicht standardisierbare Wachstumswege der Einzelnen zum Christsein, und zugleich auch um neue Wege der Zugehörigkeit und des Kirchengewerdens.

Zweifellos liegt hier die zentrale und größte Herausforderung: Wie können Menschen heute ins Christwerden hineinfinden? Und wie werden sie begleitet und können im Glauben wachsen? Die Herausforderung dieser Berufung, Christ zu werden, gilt heute aber nicht nur den „Newcomern“, sondern allen, denn das Werden,

das Auf-dem-Weg-sein, der gemeinsame Weg – das ist Grundsignatur unserer Zeit. Insofern geht es um das Entdecken neuer Wege, Wachstumsprozesse der Berufung zu fördern.

Erst auf diesem Hintergrund ist dann neu danach zu fragen, was und wie – in einem spezifischeren Sinn – Berufungspastoral für kirchliche Berufe heute sein könnte, jenseits dysfunktionaler Routinen à la „dinner for one“.

## Inspirationspotentiale eines anderen Ortes: Nachwuchsleistungszentren des DFB

Im deutschen Fußball führte die Krise zur Neubesinnung. Die Weltmeistermannschaft von 2014 verdankt sich auch dem schrecklichen Rumpelfußball zum Jahrtausendbeginn. In der Krise wurde deutlich, dass ohne eine intensive Förderung des Nachwuchses kein „neuer Fußball“ entstehen kann. Immerhin hat dies mehr als 10 Jahre und massive Investitionen gebraucht und es ist beeindruckend, was in diesen Jahren gewachsen ist. Bei einem Diözesan-treffen für Lokale Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim gab uns der sportliche Leiter des Nachwuchsleistungszentrums in Wolfsburg einen Einblick, welche Wege bei der Talentsuche und Förderung des fußballerischen Nachwuchses beschritten werden. Seine Beschreibungen regen zum Nachdenken an:

- Wenn junge Männer (in diesem Fall) mit 15 Jahren in das Leistungszentrum kommen, dann sind sie schon „gesichtet“ als überdurchschnittliche Fußballspieler. Aus dieser Sichtung heraus erfolgt eine Einladung für das Nachwuchsleistungszentrum.
- Das Nachwuchsleistungszentrum ist aber mehr als ein Fußballfeld. Es ist eine Schule, auch eine Schule des Lebens. Es geht nicht nur um das spezifische Talent des Fußballspielens, sondern um eine

ganzheitliche Ausbildung: um schulische Bildung, um das Lernen in Gemeinschaft und um das persönliche menschliche Reifen.

- Begleitung ist das Hauptwort, das Entwickeln von Teamgeist das Verb für eine solche Begabtenförderung.
- Die Förderung geschieht nicht nur im Blick auf mögliche Bundesligaprofis. Nur ein sehr kleiner Teil der jungen Männer wird ja später Bundesligaprofi sein ... Und deswegen wird Wert auf gute Schulbildung gelegt, die auch andere zukünftige Wege möglich macht, vor allem aber auch auf das persönliche Reifen.
- Gerade auch die Eingebundenheit in eine soziale Gemeinschaft spielt in den Nachwuchsleistungszentren eine große Rolle. Gemeinschaft werden, ein Team bilden – das gehört ja wesentlich zur Entfaltung des eigenen Talents und ist wichtiger „Lerninhalt“.

## Eine Grundperspektive

Ein solcher – und dazu noch erfolgreicher – Prozess kann inspirieren und ein neues Licht auf Ausrichtung und mögliche Initiativen in der Berufungspastoral werfen. Berufungspastoral könnte in ähnlicher Weise ein neues Gesicht bekommen, und so vielleicht antworten auf die neuen Herausforderungen, die sich im nachtraditionellen und postmodernen Christentum stellen.

Unbestritten ist unsere Kirche in einem fundamentalen Wandel und Umbruch, und wir wissen, dass dieser Umbruch vor allem mit den gesellschaftlichen Veränderungen zusammenhängt, die seit mehr als 50 Jahren ein Gefüge selbstverständlicher Christwerdung auflösen und verflüssigen. Bei den Erwachsenen, die noch in irgendeiner Weise christlich sozialisiert sind, lässt sich eine wichtige Konsequenz dieser Entwicklungen leicht beobachten. Diese heute Erwachsenen haben sehr unterschiedliche Wege eingeschlagen, sie mussten und müs-

sen ihre eigene Christlichkeit selbst entdecken, annehmen oder auch ablehnen – je nachdem wie sie sich zu ihren christlich geprägten Ursprüngen stellen oder stellten. Diese Prozesse sind sehr persönlich und individuell. Für viele hat das bedeutet, den christlichen Glauben jenseits kirchlicher Einbindungen selbst neu zu buchstabieren. Andere blieben in christlichen Gemeinden beheimatet. Doch auch für sie ist Christsein nur noch im Modus des Werdens „habbar“ – und gerade jene, die in diesem Werden ihr Christsein als Berufungsweg entdecken, suchen – häufig sehr intensiv – nach Gemeinschaft und Wachstumsmöglichkeiten, die sie in klassischen Kontexten meistens nicht kennengelernt haben. Und so suchen sie überall – in Bildungshäusern, Seminaren, Klöstern – und auch in anderen Kirchen. Zweifellos sind sie sehr sensibel für die Entwicklungen einer Pastoral des Glaubenswachstums, also einer „Berufungspastoral“ für ihren eigenen Glaubensweg, und insofern hat heute jede Pastoral des Glaubenswachstums das Wasserzeichen der Berufungspastoral. Hier wäre auch weiter zu denken im Blick auf eine Pastoral der Charismen, die in den letzten Jahren eine hohe Resonanz bekommen hat.

Aber: Hier liegt nicht das erste Ziel zukünftiger Berufungspastoral. Dieses erste Ziel sind vielmehr die jungen Menschen der heutigen Generation: Sie haben in den wenigsten Fällen prägende Glaubenserfahrungen und oft auch keine Wege des Hineinwachsens in den Glauben gehen können. So haben sie auch eher selten Erfahrungen begeisternden Kircheseins erlebt. Wenn sie sie aber erlebt haben, dann sehr intensiv. Man denke an Taizé, man denke an Weltjugendtage – und auch an die Möglichkeiten des Freiwilligen Sozialen Jahres, der Missionar(innen) auf Zeit oder etwa der Weltwärts-Programme. Sie ermöglichen jungen Menschen, sich ganz zu engagieren, Subjekt zu sein und immer mehr zu werden, sich einzubringen und wirklich teilzuhaben. Solche Wege und Räume zu öffnen, jungen Menschen persönliches wie auch

gemeinschaftliches Wachstum zu ermöglichen, die eigenen Gaben zu entdecken und ins Spiel zu bringen, darum ginge es zuerst in einer kirchlichen Berufungspastoral.

## **Einen Weg eröffnen und gestalten**

Von daher zeigt sich eine wichtige Zielgruppe: Es sind die Jugendlichen, die jungen Frauen und Männer, die etwa ab dem 15. Lebensjahr nach der Perspektive und dem Horizont ihrer zukünftigen Lebensentscheidungen fragen – und die dann begleitet werden müssten im Rahmen einer fundamentalen Berufungspastoral bis etwa zum 25. Lebensjahr. Das ist ein langer Weg – und ganz sicher wird dieser Weg oft auch nur ausschnitthaft begangen werden. Aber zur Ernsthaftigkeit einer Berufungspastoral gehört es eben auch, Prozesse zu eröffnen und zu ermöglichen – und nicht nur eventuell zu agieren. Im Vollzug einer solchen Berufungspastoral geht es also nicht nur um die persönliche Berufung und Handlungsperspektive allein, es geht vielmehr um ein Neuverstehen der Beziehungshaftigkeit des Lebens, in dem eine persönliche und ganz eigene Berufung ja erst wachsen und sich entfalten kann – und es geht um die Entdeckung, dass eine persönliche Sendung sich nicht im Binnenraum gewachsener Strukturen der Kirche abspielen muss, denn dort, wo ich mich wiederfinde, ist der Ort, mein Leben und meine Gaben zu entdecken und einzubringen – und so auch Zeuge des Evangeliums zu sein.

## **Die Firmung als eine erste Anknüpfung**

Die Firmpastoral, – die ja ihrerseits auf der Suche nach Orientierung ist – könnte ein gelingender Anknüpfungspunkt für eine solche Berufungspastoral sein.

Sie wäre theologisch auszurichten auf die Dimension der Sendung und ihr Fokus wäre dann die Frage nach der je eigenen Begabung, nach dem je eigenen Charisma

und der eigenen Leidenschaft, die ja – in theologischer Diktion – von Christus für sein Reich in den Dienst genommen werden will. Oder anders: Wie können Jugendliche und junge Erwachsene ihre Gaben, ihre Leidenschaft und so ihre Sendung entdecken und den Mut finden, sich auf ihren Weg einzulassen?

Und wie könnte das praktisch gehen? Vor allem müsste die Firmpastoral Abschied nehmen können von ihrer katechetischen Überlastung und sich einfach orientieren an dem, was Firmung zentral bedeutet: dass nämlich Getaufte eingeladen werden, als Subjekt sich selbst bewusst, einzutreten in den eigenen Taufweg, sich einzulassen auf das Geschenk des Geistes, der jedem und jeder zuteil wird – und gerade so den je eigenen originalen Beitrag zu geben für diese Welt.

In einer solchen Firmvorbereitung könnte ein zentrales Augenmerk auf die Frage nach der eigenen Leidenschaft und Gabe gelegt werden. Ein zweiter Schritt wäre dann die Frage der Begleitung: Könnte nicht den jungen Menschen, die sich auf die Firmung vorbereiten, so jemand wie ein „Berufungscoach“ zur Seite gestellt werden, nicht im Sinne eines Wissensvermittlers, sondern im Sinne des Zeugnisgebens, also jemand, der eine Gabe hat und sie konkret lebt. Zugleich könnte in einer Begleitgruppe reflektiert und bedacht werden, welche Bedeutung die jeweiligen Gaben im Kontext einer Reich-Gottes-Perspektive haben können: Welche Gaben sind uns an einem konkreten Ort geschenkt und was heißt das für das Leben an diesem konkreten Ort. Ein solcher Begleitprozess müsste fortlaufend sein und so zur Entfaltung des jeweiligen Persönlichkeitsprofils beitragen, den Horizont der Beziehungen weiten und Räume des Ausprobierens der eigenen Gaben eröffnen.

Die Firmvorbereitung wäre also weniger ein katechetischer Vergewisserungsprozess, sie würde vielmehr ernst nehmen, dass jun-

ge Menschen sich auf den Weg machen wollen, ihre Taufe zu vollenden. Sie würde ernst- und annehmen, dass schon ein anfanghafter Glaubensweg gegangen worden ist – und sie würde den Jugendlichen zwei neue Erfahrungsräume eröffnen (und entsprechend auch reflektieren): zum einen, dass sie als Getaufte eine einmalige Würde und einen wichtigen Beitrag zum Aufbau der Welt haben, zum anderen dies auch praktisch einüben in der Gemeinschaft der jungen Menschen, die begleitet werden durch Menschen, die ihnen Mut und Kraft zum Engagement schenken.

## **Lokale Beziehungsräume nutzen**

Insgesamt stellt sich heraus, dass die Frage der eigenen Berufung und Eignung in den Assessmentstrukturen der Gesellschaft, z. B. in Betrieben und Unternehmen, aber auch in den Schulen, zwar aufgenommen, oft aber nicht in den Kontext von Beziehung, Gemeinschaft, Gabe und Leidenschaft gestellt wird. Wie könnte die Kirche diese ihre Perspektive hier – neben dem zur Firmung Gesagten – einbringen? Denn die Frage geht ja über die Firmung hinaus. Eine Vielzahl von jungen Menschen ist nach dem Schulabschluss und oft auch noch während der ersten Studienzeit unsicher im Blick auf die eigene Zukunft und gerade in Phasen von Entscheidung allein und unbegleitet. Räume und Beziehungen frei zu geben und zu eröffnen, in denen solche Findungsprozesse begleitet werden können – das wäre ein echter Dienst, den wir als Kirche einbringen können.

Für diese Begleitung junger Menschen müssten Räume eröffnet werden – Andockpunkte, so lokal wie möglich – bezogen auf eine Universität, eine Schule oder auch stadtteilbezogen; Räume, die jungen Menschen Horizonte eröffnen, in denen alle Beteiligten geben können, was ihnen wichtig ist und sie authentisch macht: ihre Gabe, ihre Passion für andere. Christen wären auf diese Weise wirklich „Anstifter“

einer Kultur der Achtsamkeit und der Ermutigung, einer Zivilisation des gegenseitigen Interesses. Dazu braucht es natürlich auch die Wahrnehmung der lokalen Situation: Welche Initiativen und Anliegen gibt es? Wie können Bürgerinitiativen, Interessengruppen, Schulen oder auch Verbände sich einbringen? So würde dann auch deutlich, dass wir als Kirche nicht einfach nur eigennützige Interessen verfolgen, um die eigenen Reihen zu stärken, sondern dass es um ein „Leben in Fülle“ geht – für jeden jungen Menschen. Dafür bräuchte es aber unter den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern (Pastoral, Schule, Caritas) und den vielen gesellschaftliche Engagierten solche Menschen, die authentisch Begeisterung und Leidenschaft weitergeben können. Sie wären dann jene Begleitpersonen, die – wie ein Coach – mit ihrer Erfahrung und ihren gewachsenen Gaben andere – Jüngere – über eine Zeit begleiten könnten.

Grundsätzlich könnten so Firmung, Schulentlassung und erste Studienjahre im Kontext der Gemeinden und Studentengemeinden eine Gelegenheit sein, Begleitprozesse zu gestalten, die auf Persönlichkeitsentfaltung und vor allem auf das Entdecken des eigenen Weges hinzielen.

Aber steckt – im Kontext einer evangelisierenden Kirche – nicht noch mehr in einem solchen Anfang? Müsste nicht Berufungspastoral – auf dem Hintergrund eines gemeinsamen Engagements vor Ort – ermöglichen, die christliche Dimension des eigenen Weges, der persönlichen Berufswege, intensiver zu erschließen und so jungen Menschen an den Brennpunkten der Entscheidungsfindung in Schule und Universität das Evangelium als lebensstiftende Botschaft glaubwürdig übermitteln?

Hier könnte noch ein weiterer Schritt folgen.



## Leidenschaft für die Leidenschaft entwickeln – Das „kleine Seminar“ neu erfinden

„Nichts Neues unter der Sonne...“ Mit der Entwicklung der tridentinischen Priesterseminare entstand ein weiterer Raum der Berufungspastoral und auch die Notwendigkeit vorbereitender Initiativen: eben eine spezifische Berufungspastoral. Angesichts der Voraussetzungen intellektueller und spiritueller Art, die für die Priesterausbildung gelten, entstanden „Kleine Seminare“ für männliche Jugendliche, die man für geeignet hielt. Das waren in der Tat so etwas wie kirchliche Nachwuchsleistungszentren: Internate, in denen es möglich war, eine angemessene Schulbildung zu erhalten und gleichzeitig in ein christliches Gemeinschaftsleben eingeübt zu werden.

Was zur Zeit noch in vielen katholischen Milieukulturen (etwa in Indien oder Afrika) üblich ist, ist allerdings in postmodernen Kontexten Europas so gut wie ausgestorben.

Doch die strukturelle Weisheit einer engagierten, intellektuell anspruchsvollen und leidenschaftlichen Einführung in das Christsein – und in eine entsprechende christliche Kultur – ist kaum zu übersehen. Sie hat auch heute an einigen kirchlichen Schulen und Internaten unter veränderten Vorzeichen weiter Bestand – man denke etwa an die großen Ordensschulen und ihre Internate.

Und doch könnte eine Art Neuerfindung des Kleinen Seminars auf diözesaner Ebene ein wichtiger Schritt für ein Hineinwachsen junger Menschen in einen Weg der Christwerdung sein, indem man – z.B. im Kontext der kirchlichen Gymnasien und weiterführenden Schulen – eine solche Initiative fördert.

Die Formen dafür könnten sehr unterschiedlich sein. Angefangen von einem echten Internat für junge Christen über „Summerschools“ oder Wochenenden zur

Vertiefung bis hin zu einer virtuellen Akademie oder Coachingstation könnten hier junge Menschen in dreifacher Weise unterstützt werden:

- Grundsätzlich müsste im Rahmen der schulischen Bildungsprozesse eine Erfahrung gemeinsamen Lebens eröffnet werden. Gaben und Fähigkeiten leuchten auf und können entdeckt werden, wo die christliche Erfahrung der Gemeinschaft eingeübt wird. Das setzt aber voraus, dass der „Raum“ dieser Einübung eine echte „Schule der Gemeinschaft“ wird, in der eine „Spiritualität des Miteinander“ (Papst Franziskus in Evangelii Gaudium), eine „Spiritualität der Gemeinschaft“ (Johannes Paul II.) gelebt und entwickelt – und reflektiert werden kann im alltäglichen Zusammensein.
- Auf ihrem Weg, ihre Gaben weiter zu entwickeln und sie in den Horizont einer größeren Idealität zu stellen, braucht es dann aber auch die Möglichkeit, gemeinsame Projekte und Initiativen zu starten. Die Erfahrung, die die Initiative „Stark ohne Gewalt“ zusammen mit der internationalen Band GenRosso in den letzten Jahren gemacht hat, mit ganzen Schulen ein Musical zur Aufführung zu bringen, rückt eindrücklich ins Licht, dass gerade dann, wenn es um konkrete Herausforderungen und gemeinsame Projekte geht, sich eben Persönlichkeit, Begabtheit und Gemeinschaft zusammen entwickeln können.
- Wesentlich müsste es auch darum gehen, jungen Christen eine echte, den postmodernen Zeiten angemessene christliche Prägung zu ermöglichen. Das Evangelium lebensnah und relevant kennen zu lernen und die Tradition der Kirche für das eigene Leben entdecken zu können, Liturgie und Schrift zu erkunden und neue Wege des Kircheseins auszuprobieren – darum müsste es gehen. Denn in der Tat braucht es so etwas, wie „Wachstumsräume“ einer neuen christ-



lichen Identität, in der die Leidenschaft für das Evangelium sich entfalten und bilden kann – und eben auch die Frage nach dem spezifisch eigenen Dienst in dieser Welt gestellt werden kann.

In den vergangenen Jahren des Wandels haben sich viele einzelne Initiativen entwickelt. Im Umfeld der Jugendkirchen, in der Übernahme US-amerikanischer Initiativen wie der „Amate-Häuser“, in der bundesweiten 72-Stunden-Aktion und vielen anderen Initiativen zeigt sich sehr deutlich, dass gerade für die Entwicklungswege junger Christen ein hohes Interesse zu verspüren ist. Im Blick auf die zukünftigen Herausforderungen und Wandlungen braucht es geprägte und innovative Christinnen und Christen, die getragen durch eine begleitende und spirituell ansprechende Gemeinschaftserfahrung der Zukunft der Kirche neue Gesichter geben.

Eine solche Erfahrung des Volkes Gottes in dieser Zeit macht es dann auch möglich, nach kirchlichen Berufungen Ausschau zu halten. Denn solche Berufungen wachsen hier in einem „Lebensraum“ eines engagierten Entwicklungsraumes des Volkes Gottes. Und es sind die jungen Menschen selbst, die sich gemeinsam der Frage nach Berufung und Sendung stellen können, und sich auch gegenseitig „berufen“ könnten.

## **Nachwuchsleistungszentren auf katholisch**

Eine solche Erfahrung „kleiner Seminare des Volkes Gottes“ erscheint mir in der Umbruchssituation der Kirche ein wichtiger Baustein. Es geht ja keineswegs zuerst darum, irgendwie noch Berufungen für kirchliche Berufe zu finden – es geht um den Aufbau eines in Umrissen sich abzeichnenden neuen Paradigmas des Christwerdens und Kirchewerdens im 21. Jahrhundert. Viele einzelne Erfahrungen und Impulse sind schon gesetzt – und zweifellos wird

sich in den kommenden Jahren eine neue Kultur des Kircheseins zeigen.

Doch diese Kultur braucht auch Protagonisten und den Willen der kirchlichen Verantwortungsträger. Insofern ist die Analogie in der Entstehungsgeschichte der Nachwuchsleistungszentren nicht zufällig. Auch damals ging es um einen starken Umbruch und um die Notwendigkeit, neue Aufbrüche zu fördern.

Das Dekret über die Ausbildung der Priester formuliert mit Recht, dass die gewünschte Erneuerung der ganzen Kirche wesentlich auch abhängt von den Priestern und ihrer Ausbildung (vgl. das konziliare Dekret „Optatum Totius“ 1). Das ist zweifellos wahr. Allerdings stimmt die gegenwärtige Lage der Seminare nicht optimistisch und die Bereitschaft zu einer echten Erneuerung der Ausbildung ist ohne weiteres nicht zu erkennen.

Vielleicht – und das ist hier der Gesprächsvorschlag – muss noch grundlegender angesetzt werden: Es wäre mit Nachdruck eine Kultur der gabenorientierten Sendung zu entwickeln, wie sie hier in unterschiedlichen Horizonten skizziert wurde. Im Mittelpunkt der Überlegungen aber steht die Frage nach innovativen Formen einer Neuaufgabe der „Kleinen Seminare“: Sie könnten ‚en miniature‘ ein experimenteller Ort des Christwerdens und der neuen Formen des Kircheseins werden. Mit prägenden Erfahrungen einer neuen sendungsorientierten Existenz und neuer Gestaltkonfigurationen des Volkes Gottes entstehen Bilder, entsteht Leidenschaft, werden Gaben und Aufgaben ansichtig, die dann auch im Blick auf zukünftige Dienste in der Kirche bedeutsam werden können.

Kleine Seminare „reloaded“: die Idee eines kirchlichen „Wachstumsraumes“ für junge Christinnen und Christen kann neu erfunden werden: Es geht aber eben um viel mehr als um die Fragen, die zur Zeit – als Spitze des Eisbergs – Beunruhigung

auslösen: dass nämlich recht wenig Bewerber für kirchliche Berufe zur Verfügung stehen, ganz zu schweigen von den sehr kleinen und weiter zurückgehenden Zahlen der Priesteramtskandidaten.

Es geht in der Tat um gestaltete und experimentelle Räume gelebten Christseins, die Wachstum im Glauben und Neuerstehen der Tradition ermöglichen und so die Kreativität, Leidenschaft und Begeisterung für innovative Weisen des Christseins, neue Formen des Kircheseins und die Entdeckung der eigenen Gaben ermöglichen. So könnten durch solche „Seminare des kommenden Volkes Gottes“ neuartige Ausprägungen und innovativer Protagonismus entstehen – und sich die Frage nach der kirchlichen Berufung und dem kirchlichen Dienst dann auch ganz neu stellen.

Doch gibt es für eine solche Umgestaltung der Berufungspastoral genügend Leidenschaft und Energie? Wären Bischöfe bereit, in solche „Seminare“ zu investieren? Und ist uns bewusst – und nicht nur, aber auch den kirchlichen Verantwortungsträgern –, dass die Erneuerung der Kirche in hohem Maß davon abhängen wird, wie weit wir neue Räume öffnen und neue Wege gehen, damit werdende Christen auf ihren „Werde-Wegen“ begleitet werden können?

---

Bastian Rütten

## „Freundin der schönen Künste“

Von den Chancen einer Kulturkirchenarbeit

---

In der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils lesen wir: „*Alma Mater Ecclesiae proinde semper fuit ingenuarum artium amica* – Darum war die lebendige Mutter Kirche immer eine Freundin der schönen Künste“ (SC 122). In der Tat wäre eigentlich zunächst zu überprüfen, ob diese Aussage mit Blick auf die ältere und neue Kirchengeschichte zutrifft. Im selben Abschnitt des zitierten Dokumentes heißt es nämlich auch: „Unablässig hat sie deren edlen Dienst gesucht und die Künstler unterwiesen...“. Durchaus gab und gibt es ja auch immer Momente, in denen gerade der Dialog mit den Kunstschaffenden unter vielen Ausprägungen von Rubrizismus und dem „schiedsrichterlichen Amt“ der Kirche zu leiden hatte und hat. Schon im Beitrag „Die Künste und die Kirche – Anmerkungen zu einem spannungsvollen Dialog“ von Albert Gerhards (in: *Kunst und Kultur in der theologischen Aus- und Fortbildung*, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Oktober 1993) merkt dieser richtig an: „Die Theologie hat über die Konsequenzen des verhinderten Dialogs zu reflektieren (...) Daß das Verhältnis von Kirche und Kunst resp. Kultur neu zu bestimmen ist, steht außer Frage.“ Inzwischen sind gut zwanzig Jahre ins Land gezogen und die Pastoral muss sich immer drängender den Fragen nach einer zukunfts-fähigen und zeitgemäßen Ausrichtung stellen.

Eine dieser Fragen ist sicher jene, die nach künftigen Formen von Pastoral und deren Verortung fragt. Im Zuge der Überlegungen zur künftigen Nutzung von Sakralräumen

in den Diözesen Deutschlands zum Beispiel entstehen derzeit unterschiedlichste Modell- und Konzeptideen. Neben der Profanisierung und weltlichen Umnutzung gibt es unterschiedlichste Versuche diese Räume pastoral und inhaltlich neu auszurichten. Familienkirchen, Kirchen als Kolumbarien mit einem Schwerpunkt für die Trauerpastoral und Jugendkirchen seien hier als einige Möglichkeiten genannt. Eine weitere Akzentuierung ist jene, die eine Nutzung als Kulturkirche vorsieht oder zumindest Kulturkirchenarbeit als einen Schwerpunkt des pastoralen Handelns ansieht. Ist ein solcher pastoraler Schwerpunkt ein Notnagel, um eine drohende Schließung eines Gotteshauses abzuwenden? Steckt ein Mehrwert hinter dem Wort „Kulturkirchenarbeit“, der sogar dazu legitimiert, von pastoralem Handeln zu sprechen? Kann es vielleicht sogar gelingen, dass unter diesen Bedingungen ein Dialog zwischen Kunst, Kultur und Kirche, zwischen Künstlern und „Kirchenmenschen“ neu und anders beginnt? Vielleicht steht am Ende dieses Weges die wahrhaftige und erlebbar gewordene Aussage von der Kirche als „Freundin der schönen Künste“.

Was würde eine solche Freundschaft auszeichnen? Vielleicht wäre es sinnvoll und vernünftig, das weltliche Verständnis von Freundschaft auch für diesen Dialog anzuwenden – frei von pastoralen Worthülsen und binnenkirchlichen Floskeln. Freundschaft, so kann man in Definitionen lesen, zeichnet sich durch zwei Eigenschaften aus: *Sympathie* und *Vertrauen*. Deshalb empfiehlt sich für alle Interessenten einer Kulturkirchenarbeit zunächst eine Art Gewissenspiegel:

## Sympathie

Blicken wir zunächst auf die *Sympathie* (aus altgriechisch *συμπάθεια/sympátheia* „Mitgefühl“). Wird es uns als Kirche gelingen, das Wort „Mit-Gefühl“ neu und anders zu verstehen? Wenn dem so wäre, dann könnten wir versuchen, uns in die Gedanken, Gefühle und Intentionen der

Kunstschaffenden hinein zu versetzen. Wir könnten aber auch lernen wollen (denn dies lässt das Wortspiel ebenfalls zu), wie es gelingen kann, anders zu fühlen, mit anderen zu fühlen, verändert wahrzunehmen und die Perspektive zu wechseln. Der andere Blick der Künstler auf die Welt und das Leben, aber auch die Kunstwerke selbst (Musik, Literatur, Gemälde, Skulpturen, Filme...) können uns sensibilisieren für einen solchen grundsätzlichen und neuen Blick. Konkret gefragt also: Wird es uns gelingen, ein Mitgefühl für die schönen Künste zu entwickeln und damit anzuerkennen, dass es auch Spurensuche nach Transzendendem außerhalb unserer kirchlichen Strukturen gibt? Wird es uns gelingen, diese Bemühungen auch zu erkennen und an ihnen teilzuhaben und gemeinsam und dialogisch daran zu wachsen?

## Vertrauen

Aus dieser Haltung würde sich zunehmend das *Vertrauen* entwickeln können, welches eine solche Freundschaft benötigt. Aus der persönlichkeits-theoretischen Perspektive kann man Vertrauen als subjektive Überzeugung von der Richtigkeit und Wahrheit von Personen, von deren Handlungen, Einsichten und Aussagen definieren. Wird es uns gelingen, diese Haltung echt und aufrichtig zu entwickeln? Wenn wir die Kategorie der Richtigkeit in den Vordergrund stellen, dann heißt dies auch zunächst einmal, dass wir in gewissen Bereichen (und das sicher nicht völlig uneingeschränkt) Abschied von unserer rubrizistischen und dogmatischen Denkweise nehmen müssen. Sie verhilft zwar (z. B. in liturgischen Fragestellungen) zu schnellen und einfachen Antworten und liefert vielleicht manches Mal auch eine gewisse Sicherheit und Einheit mit. Zugleich verhindert diese Haltung aber Kreativität und Entwicklung, welche immer von neuen Impulsen lebt. Lernen wir die Lektion: Neue Impulse zu akzeptieren bedeutet nicht zugleich auch neue Wahrheiten einführen zu müssen. Vertrauen

erwächst auch durch das Zugestehen von Spielraum und der kategorischen Zusage: „Es ist gut und richtig, was du tust!“ Dies fordert uns vielleicht besonders viel ab, weil es zunächst unbedingt notwendig ist, die Andersartigkeit und Autonomie von Kunst, Kultur und deren Machern anzuerkennen.

In der Tat: Eine solche Haltung ist mit Sicherheit keine Einbahnstraße und es braucht eine gleiche Grundeinstellung auf der Seite des anderen Partners. Ich bin aber überzeugt: Wir werden Dialogpartner finden und haben es bereits getan. Wenn diese Freundschaft immer mehr gelänge, dann profitieren wir von dieser Beziehung und Kunst und Kultur dienen unserem kirchlichen Handeln. Wir werden durch die Kultur neue Erkenntnisse gewinnen, werden zum Überdenken und Andersdenken motiviert.

### **Kulturkirchenarbeit als Raum für Erfahrungen – Oder: Auf der Suche nach der „Dimension der Tiefe“ (Tillich)**

Der viel zitierte und visionäre Ausspruch Karl Rahners „Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein“, wird leider oftmals ohne den folgenden Zusatz zitiert, der lautet: „...einer, der etwas erfahren hat“. Ein Mystiker (und das klingt direkt irgendwie binnenkirchlich und mutet zunächst kompliziert an) ist also jemand, der eine Erfahrung gemacht hat, die über ihn selbst und sein Vermögen hinausweist auf jene Dimension, die wir göttlich nennen. Der Zugang zu dieser Erfahrung hat sich verändert und geht weit über unsere tradierten (und in der Historie meist liturgischen) Formen und Angebote hinaus.

Der Theologe Paul Tillich hat einmal formuliert: „Das entscheidende Element in der gegenwärtigen Situation des westlichen Menschen ist der Verlust der Dimension der Tiefe. Die ‚Dimension der Tiefe‘ ist eine räumliche Metapher – was bedeutet sie, wenn man sie auf das geistige Leben des

Menschen anwendet und sagt, dass sie ihm verlorengegangen sei? Es bedeutet, dass der Mensch die Antwort auf die Frage nach dem Sinn seines Lebens verloren hat, die Frage danach, woher er kommt, wohin er geht, was er tun und was er aus sich machen soll in der kurzen Spanne zwischen Geburt und Tod.“<sup>1</sup> In den Umbrüchen der kirchlichen und religiösen Situation der Gegenwart wird die Kernaussage dieses Zitats Tillichs besonders deutlich. Faszinierend hierbei ist, dass Tillich nicht behauptet, dem Menschen sei die *Frage* verloren gegangen. Nein! Ihm ist die *Antwort* auf die Frage nach dem Sinn verloren gegangen.

Kulturkirchen können eine mögliche Antwortmöglichkeit auf diese Frage sein, wenn diese Antwort aus einer wahren Freundschaft zwischen Kunst und Kirche entsteht und wir die Kunst und deren Botschaft nicht vereinnahmen, wenn uns die Kunst wirklich sympathisch ist und wir ihr vertrauen. Dieses Zusammenwirken kann gerade deshalb gelingen, weil die Kunst es vermag, die Tiefenregion anders und neu anzusprechen. Kunst kann eine mögliche Antworthilfe auf jene Fragen sein, was der Mensch aus „sich machen soll“. Tillich weiter: „Religiös sein bedeutet, leidenschaftlich nach dem Sinn unseres Lebens zu fragen und für Antworten offen zu sein, auch wenn sie uns tief erschüttern.“ Nichts anderes ist der Anspruch von Kunst: Architektur und Raum, die eine Erfahrung der Andersartigkeit ermöglichen; Musik, die anrührt und Gefühle freizusetzen vermag; Literatur und Lyrik, die das in Worte zu fassen versuchen, wovon uns zu sprechen schwer fällt; Filme, die von unseren Lebensgeschichten erzählen; ein Tanz oder ein Theaterstück, das uns betrifft – und plötzlich sind wir Hauptdarsteller und Teil der Botschaft geworden. Wir korrelieren sie mit unserem Leben und unseren Lebenserfahrungen und kommen letztlich bei der Frage nach dem Mehrwert unseres Lebens aus. Eine mögliche und sinnstiftende Antwort auf diese Frage ist unser christlicher Gott. Von ihm sind wir überzeugt und auf ihn und seine Botschaft

wollen wir „Geschmack machen“. Wenn es die Kunst vermag, im Raum einer Kulturkirche bzw. im Rahmen einer kulturkirchlichen Arbeit die Seele zu berühren, dann ersetzt das sicher keinen vertiefenden Weg in den Glauben und die Gemeinschaft der Kirche. Kulturkirchenarbeit will sich nicht mit Niederschwelligkeit als Prinzip zufrieden geben. Ziel und Zweck dieser Arbeit ist die Eröffnung eines Raumes, in dem der Dialog zwischen Kunst, Kultur und Glauben gelebt werden kann. Dieser Dialog braucht dann sicher auch ein personales Angebot. Es braucht Theologinnen und Theologen, die diese Angebote zu ihrer Sache machen. Täuschen wir uns nicht: Wer Impulse setzt, der erzeugt Bewegung. Wer in Bewegung kommt, der stellt über kurz oder lang die Fragen nach dem „Woher und Wohin“ des eigenen Lebens. Uns „Kirchenmenschen“ muss es gelingen, diese Fragen zu hören und wir dürfen und müssen den Versuch immer wieder angehen, gemeinsam in die Antworten hinein zu leben. Zunächst und grundlegend erfordert Kulturkirchenarbeit aber einen Paradigmenwechsel, der uns mit Hilfe von Rainer Maria Rilke gelingen kann. In seinen *Briefen an einen jungen Dichter* formuliert er: „Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.“

## „Kunst ist Seelsorge“

Ein Exkurs: Am Atelier des Künstlers Anatol Herzfeld auf der Museumsinsel Hombroich bei Neuss hängt es: Ein verrostetes Stück Stahl. Darauf in rustikaler Schrift gepinselt die Aussage: „Kunst ist Seelsorge“. Mich hat dieses kleine und unscheinbare Kunstwerk jedes Mal angesprochen und es hat mich – schon vor einigen Jahren – für das Thema „Kultur & Kirche“ sensibilisiert. Heute arbeite ich im Ehrenamt in einem Kulturkirchenprojekt am Niederrhein mit und habe dort (mit vielen anderen Begeisterten) die Möglichkeit, ganz konkrete Erfahrungen einer solchen Kulturkirchen-

arbeit zu machen. Wir können nach knapp drei Jahren Laufzeit dieses Projektes positiv resümieren: Der Dialog zwischen Kultur und Kirche vermag es, Fragen neu zu stellen und Antworten anders zu konstruieren. Dass Kunst auch Seelsorge ist, das können wir bei den unterschiedlichen Veranstaltungen erfahren. Es sind sicher andere Formen als im traditionellen Seelsorgekontext. Aber: Es ist Seelsorge. Kunst kommt aus der Seele der Künstler und Kreativen. Sie spricht die Tiefen- und Seelenregionen der Menschen an. Sie berührt das menschliche Wesen und dessen Empfinden, stellt Fragen, macht betroffen und froh, regt an. Kunst ist Seelsorge! Anatol hat Recht!

Kunst ist Seelsorge, weil sie mit uns Menschen leidenschaftlich nach dem sucht, was der Sinn unseres Lebens ist. Sicher: Diese Offenheit hat natürlich auch Grenzen. Diese Grenzen werden, so meine ich, erst dann übertreten, wenn durch Kunst religiöse Überzeugungen und Gefühle verletzt werden oder deren Botschaft nicht mit der christlichen Botschaft vereinbar ist. Eine solche Grenze sehe ich nicht erreicht, wenn alternative Anschauungen und Deutungen zugemutet werden. Auch diese Haltung wird durch das Konzil gestützt: „Die Kirche hat niemals einen Stil als ihren eigenen betrachtet (...). Auch die Kunst unserer Zeit und aller Völker und Länder soll in der Kirche Freiheit und Ausübung haben, sofern sie nur den Gotteshäusern und den heiligen Riten mit der gebührenden Ehrfurcht und Ehrerbietung dient (...)" (SC 123).

## Konzeptarbeit und Kulturkirchenarbeit ganz praktisch

Abschließend möchte ich ganz konkrete Einblicke in das Kulturkirchenprojekt „GOTT – MENSCH – KULTUR“ in der Alten Kirche der Pfarrgemeinde St. Sebastian in Nettetal-Lobberich (Bistum Aachen) geben. Mehr zu Kirche und Konzept erfahren Sie unter [www.altekirche.info](http://www.altekirche.info). Der besondere und zusätzliche Raum der Alten Kirche bot

sich an, hier den Versuch einer Kulturkirchenarbeit im ländlichen Bereich zu wagen. Dieses Beispiel ist deshalb so ansprechend, weil es aus einer Initiative aus der Gemeinde entstand, nicht also als pastorales Projekt des Bistums initiiert wurde. Es wird vollkommen ehrenamtlich und ohne Zuschüsse verantwortet und inzwischen durch einen Förderverein gestützt. Kurzum: Es braucht wenig Grundkapital, um neue Formen zu probieren.

Aus den Erfahrungen der ersten drei Jahre möchte ich gerne einige Postulate zu formulieren versuchen, die für die Initiierung solcher Projekte hilfreich und wichtig erscheinen.

### *1. Sei professionell!*

Das bedeutet: Wenn du Kultur und Kunst als Ausdrucksform ernst nimmst, musst du ein professionelles und individuelles Setting für die einzelnen Veranstaltungen schaffen. Lege Wert auf die Qualität von Beleuchtung und Klang! Achte auf das Layout der Produkte deiner Öffentlichkeitsarbeit (Flyer, Plakate, Homepage)! Verzichte auf Provisorien und halbherzige (weil nur nützliche oder preiswerte) Lösungen!

### *2. Sei Kreativ-Team-Player!*

Die Kulturszene ist vielfältig und die Geschmäcker sind es bekanntlich auch. Mach also keine Alleingänge und besprich dich mit Mitstreitern! Vermeide eine Monokultur und ermögliche die Vielfalt in den Angeboten!

### *3. Sei interdisziplinär!*

Kooperiere mit anderen Kulturschaffenden! Suche den Kontakt zu Künstlern, zu Chören, Bibliotheken, Buchhandlungen...! Biete den Partnern „Frei-Raum“ an!

### *4. Sei „bunt“!*

Lege dich nicht fest! Probiere in Testläufen verschiedene Formate aus: Tanz, Malerei, Literatur, Theater, Film, Gesprächsforen. Ertaste so die Präferenzen der möglichen Gäste.

### *5. Lerne zu „scouten“!*

Wenn du einmal den Einblick in die Szene bekommen hast, wirst du neugierig werden. Suche nach passenden Künstlern, Formaten, Veranstaltungen! Besuche Google und befrage die Suchmaschinen, schaue ab und zu auf Youtube, besuche selber Kulturveranstaltungen, sammle Flyer anderer Locations!

### *6. Steh zu deinem „Label“ aber sei offen!*

Wie schön, wenn dieser Ansatz und diese Vielfalt unter dem Label „Katholische Kirche“ wahrgenommen wird. Lass diese Zugehörigkeit andere erkennen und vermeide das Verstecken der Wörter „katholisch“ und „Kirche“.

## **Ein Ausblick**

Wollen wir als Kirche diese neue Freundschaft? Ich glaube, wir sollten es von unserer Seite aus versuchen, sie mit Leben zu füllen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob unsere Gegenüber fromm genug sind, welche Konfession oder vielleicht auch welche Religion sie haben. Das darf nicht unser Kriterium sein. Wir brauchen – und dies ist vielleicht eine der Aufgaben von Kunst – gelegentlich eine Verunsicherung in unserer innerkirchlichen Alltäglichkeit. Es tut uns gut, wenn uns hier und da jemand anfragt und hinterfragt. Es ist förderlich, wenn uns ab und an neue Impulse und andere Anschauungen verrückt machen („ver-rücken“ – „von der Stelle rücken“), um neue Erkenntnisse zu gewinnen und Positionen zu überprüfen. Das wichtigste Argument für eine Kulturkirchenarbeit ist meiner Meinung dieses: Wir als Kirche dürfen nicht im eigenen Saft schmoren und unter uns bleiben wollen. Gut, wenn man dann Freunde an der Seite hat, die dies verhindern können.

### **Anmerkung:**

<sup>1</sup> Tillich, Paul: Die verlorene Dimension. Not und Hoffnung unserer Zeit. Hamburg 196, S. 8f.



Ralf Knoblauch

# Spirituelle Begegnungen mit dem Werkstoff Holz

*... das Holz, das heute ... so begehrt wird: weil es seine Substanz der Erde entnimmt, weil es lebt, atmet und „arbeitet“. Es besitzt eine verborgene Wärme, ..., es brennt von innen.*

*(Jean Baudrillard)*

Die Natur ist für mich ein Ort der Entspannung, ein Ort der Besinnung auf das Wesentliche, ein Ort der inneren Erdung, ein Ort des Staunens, ein Ort der Begegnung mit mir selbst. Als Seelsorger suche ich – gerade in der heutigen, oft oberflächlichen und naturentrückten Zeit – den Blick auf das, was aus einer einzigartigen Form und Struktur entstehen kann. Durch meine besondere Beziehung zum Werkstoff Holz habe ich vor längerer Zeit damit begonnen, Holzskulpturen zu gestalten.

Mein persönlicher Zugang zu einem Holzstück ist emotional und intuitiv ausgerichtet. Aus der direkten Bearbeitung des Holzes entwickelt sich durch experimentelle Gestaltungseingriffe die weitere Ausgestaltung. Ich lasse mich durch die Formgebung und das Material leiten und nähere mich so meinem Thema.

Derzeit sind es die Themen „Begegnung“ und „Dialog“, die mich beschäftigen und die ich versuche künstlerisch umzusetzen.

Es ist die Möglichkeit, eine Idee, eine Vision zum Leben zu erwecken. Beim Bearbeiten schält sich im wahrsten Sinne des Wortes etwas aus einem Stück Holz heraus und entwickelt sich. Jedes Holzstück hat seine

ureigene Individualität und zeigt mir beim Bearbeiten seine ganz eigene Geschichte. Seine ursprüngliche Erscheinung inspiriert mich und macht auf das neugierig, was nach meiner Bearbeitung daraus entsteht. So verbindet sich mit jeder geschaffenen Skulptur immer auch eine Geschichte, ein Fundort, eine Reise oder ein Land.

Die theologische Grundlage für mein Tun wurde schon Anfang der 90er Jahre gelegt, wo ich mich während meines Theologiestudiums intensiv mit dem Leben und Werk von Joseph Beuys beschäftigt habe. Im Rahmen meiner Diplomarbeit im Fach Fundamentaltheologie habe ich versucht, Beuys' Auffassung und Verarbeitung des Christusbildes näherzukommen. Innerhalb dessen macht für mich besonders die Entwicklung des Kreuzmotives – als ein die christliche Herkunft übersteigendes Universalzeichen – einen der wichtigsten Ansatzpunkte seiner „plastischen Theorie“ und seines „erweiterten Kunstbegriffes“ aus.

Was für mich aber das Entscheidende ist, weswegen ich diese Zeilen für das Pastoralblatt schreibe: Das kreative Tun ist für mich ein wichtiger Ausgleich zu meiner seelsorglichen Arbeit, gleichzeitig auch Inspiration für neue pastorale Projekte.

Im Gestalten eines Holzblockes, oft mit großem körperlichem Einsatz, kann ich Begegnungen im seelsorglichen Tun sehr gut und kreativ verarbeiten. Die Arbeiten tragen dann die Handschrift meiner derzeitigen Verfasstheit.

Dieses positive und Energie spendende Tun wollte ich auch in meiner pastoralen Arbeit einfließen lassen und so habe ich vor mehreren Jahren gemeinsam mit einem guten Freund ein Kreativwochenende ins Leben gerufen unter dem Titel „Ora et labora. Bildhauen im Pfarrgarten“. Dieser schlichte wie ehrwürdige Imperativ „Ora et labora“ steht für ein Angebot, dass zweimal jährlich im Pfarrgarten der Kirche St. Laurentius in Bonn-Lessenich stattfindet.



Hier unternehmen wir den Versuch, die Liebe zum Werkstoff Holz, den souveränen Umgang damit, aber vor allem das handwerklich-künstlerische Schaffen und die spirituelle Erfahrung in eine Synthese zu setzen.

Die 16 Teilnehmenden suchen sich im Vorfeld aus einer Vielzahl an „Rohlingen“, unterschiedlichster Hölzer, Formen und Größen das ansprechendste Holzstück heraus.

Viele Teilnehmer kommen mit konkreten Vorstellungen in das Wochenende, andere lassen sich von der Form und Beschaffenheit des Holzes inspirieren.

Die aus der klösterlichen Tradition überlieferten gemeinsamen Tagzeitengebete bilden von Freitagnachmittag bis Sonntagmittag den Rahmen für die Arbeitszeiten.

Im Freien, in der inspirierenden Atmosphäre des Pfarrgartens, steht jedem Teilnehmer ein Arbeitsplatz zur Verfügung. Die gründliche Einführung in die Anwendung und die Möglichkeiten der Werkzeuge mündet bald in eifriges Klopfen und Schaben, gilt es doch zunächst das Werkstück von Rinde und Splintholz zu befreien.

Am darauffolgenden Tag werden nach der Laudes im Laufe des Vormittages an den Werkplätzen schon konkrete Absichten deutlich. Sich vorarbeiten in die gewachsenen Strukturen des Werkstücks ist für die meisten Teilnehmer eine neue und ungemein bereichernde Erfahrung.

Die Anteilnahme an den Fortschritten und noch mehr an den Schwierigkeiten der Anderen mündet immer wieder in anregende Gespräche, die häufig einen tiefen geistlichen Gehalt haben. Sie sprechen die vielschichtigen Dimensionen unseres Lebens an. Vielfach sind es die zutiefst menschlichen Fragen, die bei der Bearbeitung eines Rohlings sich auftun oder ergeben:

*Wo stehe ich derzeit in meiner Lebensplanung?*

*Lasse ich mich vom Leben dahintreiben oder übernehme ich das Steuer?*

*Wer oder was hilft mir, mein Leben in die Hand zu nehmen?*

*Ergeben sich durch mein kreatives Tun Perspektivenwechsel in meiner Lebensgestaltung?*

Aber auch die Erfahrung körperlicher Begrenztheit eröffnet sich für manchen Teilnehmer ganz neu. So kommt es vor, dass sich bei der Bearbeitung manche Vorstellungen und Ideen nicht umsetzen lassen, weil die körperliche Herausforderung zu groß ist. Genauso kann es passieren, dass bei der Bearbeitung Holzteile aus dem bisher Geschaffenen herausbrechen, die dann einen neuen gestalterischen Gedanken herausfordern. Fragestellungen, die sich aus dieser Situation ergeben können sein:

*Wie kann ich mit meinen Grenzen umgehen?*

*Wie kann ich lernen, mit Verlust umzugehen?*

*Kann Trauerarbeit in einen schöpferischen Prozess münden?*

*Wo leitet kreatives Tun Versöhnungsprozesse ein?*

Musikalische Ohren können im Verlauf des Wochenendes einen Wandel in der Geräuschkulisse wahrnehmen. Vom energischen Schlagen geht es über zu feinerem, modellierendem Klopfen und Feilen an den Werkstücken.

Am Sonntag, der mit der Laudes und einem gemeinsamen Frühstück beginnt, geht es an die letzten Arbeitsschritte.

Mit einer Finissage am Nachmittag wird der Veranstaltung ein Schlusspunkt gesetzt und zugleich allen interessierten Gemeinde- und Familienmitgliedern die Gelegenheit gegeben, die entstandenen Werke in Augenschein zu nehmen. Die Präsentation der Arbeiten und die Erläuterung durch die Künstler zeigt, wie intensiv sich jeder und jede nicht nur technisch, sondern auch spirituell mit dem Werkstück auseinandergesetzt hat.

Von einer anfänglichen Idee oder Vision bis zur konkreten plastischen Umsetzung ist es ein langer Weg. Die geistliche Di-

mension mancher Skulptur erschließt sich für einige Künstler erst in dem Versuch, das Geschaffene in Worte zu fassen. So gab es eine Veranstaltung, wo sich einer Teilnehmerin erst bei der Erklärung ihres Kunstwerkes eine weitere Interpretationsmöglichkeit eröffnete. Das Thema „Vergänglichkeit“ hatte sie ausdrucksstark in einem verkohlten Eichenbalken umgesetzt.

Einen anderen Teilnehmer hatten die kollegialen Gespräche während des Wochenendes in sein Thema hineingeführt. Die Skulptur zeigte ein Gesichtsprofil, das auf dem ersten Blick für Gelächter sorgte. Nach unterschiedlichen Äußerungen von Betrachtern, nahm der Künstler diese Aussagen zum Anlass, Gedanken über „Minderwertigkeit“, „Nicht ernst nehmen“ und „Ausgrenzung“ in sein Werk einzubinden und zum Thema seiner Skulptur zu machen.

Durch die Möglichkeit des Nachfragens beim Betrachter ergeben sich des Öfteren neue Erkenntnisse und Verstehenshorizonte. Ebenso kommt es aber auch vor, dass der Künstler keine Interpretation seines Werkes gibt und somit jedem seine eigene Phantasie und Interpretationsmöglichkeit eröffnet.

Bildhauen ist eine spannende und abwechslungsreiche Reise. Mit jedem Arbeitsschritt wandelt sich die Form. Alle Sinne sind gefordert, Mut zur Veränderung sowie Kraft und Ausdauer gefragt.

Und in der Verbindung mit den Tageszeitgebeten und den gemeinsamen Mahlzeiten bewahrheitet sich schließlich die zentrale Aussage des Wochenendes: Das kreative Gestalten in freier Natur verleiht der Fantasie Flügel und erfrischt die Seele!



*Halt geben (2013)  
Ralf Knoblauch*

Nähere Informationen zu meinen Arbeiten sowie der vorgestellten Veranstaltung „Ora et labora“ finden Sie unter:  
[www.ralfknoblauch.de](http://www.ralfknoblauch.de)

---

# Leserbrief

---

## Zu Ludwig Mödl, *Der Diakon in der Pastoral heute* (Heft 12/2014, S. 355-362)

Gisbert Greshake hat schon 1995 auf die Notwendigkeit hingewiesen, „bzgl. der sakr[amentalen]. Wesensgestalt des Diakonats eine gesamtkirchl[iche]. Entscheidung zu treffen“ (LThK 3. 1995, 184). Ludwig Mödls Ausführungen können als ein begründeter und engagierter Beitrag zur Klärung in dieser Sache gelesen werden. Er konturiert den Diakonats als sakramentales Amt und sieht im Diakon „als Person ein Zeichen für die Diakonie in der Kirche. Er soll Garant dafür sein, dass in der Kirche die Armen eine wichtige Rolle spielen, dass die Kirche sich in die Gesellschaft einbringt und dort mitwirkt, und dass in der Kirche Kultur herrscht und der Austausch mit allen kulturschaffenden Kräften der Zeit stattfindet“ (358). Den „Dienst am Wort“, den sich die Apostel nach Apg 6,4 selbst reserviert hatten, will er auch nur in „in einer eigenen Art der Verkündigung“ als Aufgabe der Diakone sehen, weil nach seiner Einschätzung der Dienst des Stephanus an den Armen auch nur „unter der Hand zur Verkündigung geworden“ sei. Freilich ist nicht zu erkennen, inwiefern das „unter der Hand“ biblisch gestützt ist. Beredt stellt Mödl jedenfalls dar, warum nach seiner Überzeugung für einen solchen diakonisch bestimmten Diakon gerade heute eine pastorale Notwendigkeit besteht. Ohne Zweifel legt der emeritierte Münchener Pastoraltheologe damit einen bedenkenswerten Versuch vor, das sakramentale Amt des Diakons in der Gegenwart zu verorten.

Basis seiner Überlegungen ist dabei seine Behauptung, dass der Bischof „der Mann der *Communio*“ sei, der Presbyter dagegen „in erster Linie der Mann der Verkündigung und Liturgie bzw. Sakramentspendung“ (358). Nun weiß Mödl natürlich auch, dass

der Presbyter, „als ‚im Sacerdotium stehend‘ – wie der Bischof – die Präsenz Christi, des Hauptes, symbolisieren und sein Wirken garantieren“ (358) soll. Aber für seine Differenzierung der amtlichen Trias scheint doch weniger dieser theologische Grundsatz entscheidend zu sein, sondern systembildend sind eher Beobachtungen, wie die verschiedenen Ämter heute gelebt werden und zusammenwirken (könnten).

Der Text, der die gekürzte Fassung eines Vortrags ist, verzichtet verständlicherweise auf Belege. Damit aber lässt Mödl offen, was die ekklesiologischen und amtstheologischen Voraussetzungen seiner Gedanken sind. Für die Rollenzuweisung kann er sich sicher nicht ohne Weiteres auf das Zweite Vatikanische Konzil berufen. Denn dort wird die Verkündigung in hervorragender Weise als Aufgabe des Bischofs herausgestellt (LG 25; CD 12) und das Amt des Diakons wesentlich durch liturgische Aufgaben umschrieben (LG 29). Wenn die Spannung zu diesen Aussagen des letzten Konzils nicht aufzuheben ist, dann ist der Diskussionsbeitrag Mödls nichts weniger als eine grundlegende Anfrage an die Amtstheologie des Zweiten Vatikanischen Konzils oder zumindest die Herausforderung, dessen Ämterlehre im Blick auf die gelebte Praxis der Kirche zu vertiefen. Das ist durchaus legitim. Aber dann sollte man das auch sagen. Denn das könnte zu Klärungen führen, die nicht nur für die Bestimmung des Diakonats wünschenswert sind.

*Prof. Dr. Winfried Haunerland, München*

# Literaturdienst

**Eckhard Türk: Geistes-Gegenwart. Glauben verstehen – Firmlinge begleiten. Bildungswerk Mainz 2013, 118 Seiten.**

Um es unmissverständlich vorweg zu schicken: Die „Geistes-Gegenwart“ von Eckard Türk ist ein echter Quantensprung in der Firmkatechese. Der langjährige Erwachsenenbildner und jetzige Sekten- und Weltanschauungsbeauftragte der Bistümer Mainz und Speyer legt in seiner Firmvorbereitung ein Werk vor, das sich in seiner inhaltlichen Klarheit und Präzision vom restlichen Genre wohlthuend abhebt. Er wählt dazu einen primär verstehensorientierten Zugang, der beim Jugendlichen keine Kenntnisse voraussetzt und mit dem Anspruch auftritt, alle Gegenfragen oder Kritik vollständig zu beantworten. Sämtliche Begriffe des Glaubens werden geklärt, bevor jeweils der nächste Schritt beginnt. In sechs Kapiteln stellt er die Gesamtheit des Glaubens dar, gefolgt von typischen Fragen und Antworten sowie einem Anhang mit Zusammenfassungen und Fragen zur Selbstkontrolle. Dabei weicht er keinem Tabu aus, weder dem Wunder noch der unbefleckten Empfängnis oder der Unfehlbarkeit des Papstes, um nur drei Beispiele zu nennen. Die sonst typischen Vernebelungsstrategien wie die *gleichsam-in-besonderer-Weise-Sprache* oder das allgegenwärtige Geheimnis vermeidet Türk konsequent und nimmt damit seine jugendliche Zielgruppe in ihrer zuweilen respektlosen Einforderung konkreter Antworten ernst.

Ungewöhnlich, aber überzeugend ist die Anordnung der Themen: Wie kann man den Glauben in Kurzform ausdrücken und wie ist den Menschen damit gedient? Wer ist Gott? Was ist der Inhalt seines Wortes? Was sind Sakramente und wie wirken sie? Was ist die Kirche? Und wie wirkt sich der Glaube im täglichen Leben aus?

Kenner hermeneutischer Fundamentaltheologie werden sich bald an die Arbeiten von Peter Knauer SJ erinnern fühlen, dem akademischen Lehrer Türks. Dessen Ansatz übernimmt er teils wörtlich, ergänzt ihn aber durch eine korrespondierende Sichtweise Jugendlicher. Das Buch beantwortet immer (fiktive) Emails, in denen Firmkandidaten Antworten auf neu aufgetretene Fragen erbitten. Dass diese Fragen zum Teil in der Firmvorberei-

ung oder im Religionsunterricht entstanden sind, macht den Abstand dieses Buches vom katechetischen Mainstream deutlich. Wer die Frustration realer Jugendlicher mit kirchlichen Angeboten kennt, gönnt dem Autor diese ironische Spitze. Auch die theologischen FAQs orientieren sich präzise an der Zielgruppe. Anders als bei üblichen Publikationen werden die fiktiven Fragesteller nicht als affektorientiert und problemzentriert gezeichnet, sondern als modern und technikgeprägt. So wie Jugendliche ihr Smartphone verstehen wollen, gehen sie an Glaube und Religion heran. Nicht affektlos, aber primär nutzenorientiert.

So lobenswert der Inhalt ist, so sehr wäre eine layouterische Überarbeitung zu wünschen. Die Textfülle auf zweispaltigen DIN A 4-Seiten motiviert nur unerschrockene Leser. Gerade nicht-akademische Katecheten werden von der Fülle der Informationen zurückschrecken, die zwar einen fachlichen Genuss, aber kein leserisches Wohlgefühl versprechen. Sie bräuchten eine Einführung und Begleitung durch jemanden, dem dieser Ansatz vertraut ist. Mehr Erfolg könnte das Buch bei pastoralen Mitarbeitern finden, die es auch nach dem Ende ihres Studiums gewohnt sind, sich abstrakten Texten zuzuwenden. Dabei werden sich viele Theologen mit dem ihnen bislang unbekanntem hermeneutischen Ansatz schwer tun, denn sein Beharren auf der vollständigen Verstehbarkeit, wie sie in anderen Wissenschaften üblich ist, läuft traditioneller Fundamentaltheologie zuwider. Zudem beantwortet dieser Ansatz Fragen, die andernorts als unbeantwortbar erklärt werden, und damit macht man sich auch keine Freunde.

Sollten aber Katecheten, haupt- oder ehrenamtliche, die Methode Türks anwenden, wird ihnen ein nachhaltiger Erfolg sicher sein. Der Rezensent bürgt dafür mit seiner eigenen Erfahrung.

*Andreas Bell*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Führung im Sinne interaktiver Wertschätzung ist indes auch eine Ermutigung, dem stagnierenden „Wieviele sind hier?“ eine Kultur des „Wie geht es Dir?“ nicht entgegen-, sondern zur Seite zu stellen: Kirche in diesem Sinne ist keine anonyme Massenveranstaltung, aber eben auch keine Versorgungsanstalt für ein paar Insider aus dem Nahbereich des Pastoralteams. Interaktiv wertschätzende Führung will die Gefragten inspirieren, infektiös nach dem Ergehen zu fragen – Kirche ist kein Selbstversorgerhaus, sie ist im vornehmsten Sinne: Dienststelle.

Florian Sobetzko

aus: Interaktive Wertschätzung – Kirche innovationsgerichtet führen.  
Lebendige Seelsorge 65. Jahrgang 3/2014, 166.

## Daneben!

Der Wegegottesdienst bei der Hinführung zur Erstkommunion steht unter dem Thema „Ich bin getauft“. Anhand von Taufbrunnen, Chrisamöl, Taufkerze etc. möchte ich Kindern und Katecheten bewusst werden lassen, welche Bedeutung ihre Taufe für sie hat.

Dabei zeige ich ihnen ein goldenfarbenedes Salbgefäß und lass sie raten, was da wohl drin ist. „Das Hl. Brot“ sagt einer. Nicht schlecht, aber es ist was anderes. Ratlosigkeit.

Dann sage ich: „Manchmal stehen eure Mütter vor dem Spiegel, tauchen ihren Finger in so ein Gefäß und reiben es sich dann ins Gesicht ...“ – Spontane Reaktion, viele Finger gehen hoch und ein Junge sagt: „Rasierseife!“

Pfr. Günther Liewerscheidt, Brühl

## Er darf es nicht

Nach der Glockenweihe durch den Herrn Weihbischof lädt der Pfarrer zu einem festlichen Mittagssmahl. Die Köchin schwitzt in der Küche, ein Mädchen aus der Gemeinde bedient den hohen Gast. Sie zittert vor Aufregung und gießt ihm die Soße nicht nur über die Kartoffeln, sondern einen guten Teil über die Soutane.

Der Weihbischof kann seinen Zorn gerade noch beherrschen und bittet den neben ihm sitzenden Pfarrgemeinderatsvorsitzenden: „Ich bin ein Mann der Kirche. Sagen Sie ihr bitte meine Meinung!“

(Christliches Hausbuch  
für das ganze Jahr. St. Benno-Verlag GmbH.  
Leipzig 2003. ISBN 3-7462-1483-1)

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E